

Deutsche Freiheit

Einzige unabhängige Tageszeitung Deutschlands

Nummer 67 — 1. Jahrgang Saarbrücken, Mittwoch, den 6. September 1933 Chefredakteur: M. Braun

Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt in uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen versuche. Ist denn wirklich das Volk erwacht?

Goethe

Sedanfeier — in Paris

Was sich das neue Deutschland leistet

Unser deutscher Mitarbeiter in Paris schreibt:

Der gleichgeschaltete Teil der in Paris lebenden „Deutschen“ besaß die Geschmacklosigkeit, zu einer „großen Sedan-Feier“ in Joinville bei Paris aufzurufen. Die Anwesenheit „Sr. Excellenz des Deutschen Botschafters“ und der sämtlichen Beamten der deutschen Botschaft war angekündigt. — Die Feier mußte unterbleiben, weil die französische Bevölkerung nicht willens war, sich diesen Skandal bieten zu lassen. Ein früherer deutscher Offizier wandte sich außerdem an die zuständigen Stellen und ersuchte darum, daß diese Veranstaltung seitens der Behörden verboten wird; die Sedanfeier bedeuete, so führte er aus, weiter nichts als eine geradezu verbrecherische Provokation eines Landes, das in ritterlicher Weise den durch den Hitterschen Blutterror aus der Heimat Vertriebenen Gastfreundschaft gewährt habe und gegen das durch die Veranstaltung, zu der der Sedan-Tag nur den Namen hergeben soll, neue Dehne zu betreiben, die Absicht der „deutschen“ Gesellschaft in Paris ist. Hieran schritt die Polizei ein und sprach das Verbot der „Feier“ aus.

Der deutsche Botschafter hatte schon einige Stunden vorher öffentlich erklären lassen, daß er die angekündigte Rede nicht halten werde. Er entschuldigte sich damit, er habe nicht daran gedacht, daß auf den 2. September ein für Frankreich schmerzliches Ereignis fiel.

So macht das neue Deutschland Außenpolitik. So will es moralische Eroberungen machen. Was würden die Herrschenden sagen, wenn die französische Kolonie Berlin etwa in Potsdam eine französisch-nationale Feier mit deutscher Spitze gegen Deutschland am Jahrestage der Schlacht an der Marne feierte?

Das Programm der Feier unserer anscheinend vollkommen von allen guten Geistern verlassenen Landsleute sah wie folgt aus:

Wir lassen den genauen Text der Eintrittskarte folgen:

Eintrittskarte

Für den deutschen Abend 1933 in den Räumen des DGB-Saales in Joinville le Pont, 18 Avenue de la République am 2. September. — Beginn 21.15 Uhr.

1. Sonate in G-Moll Adagio, Allegro von Johann Rosenmüller 1619—84
 2. Begrüßungswort.
 3. Deklamation.
 4. Ansprache des deutschen Botschafters, Herrn Dr. Roland Köster.
 5. Kriegsmarsch aus Aethalia, G. F. Händel.
 6. Vortrag: Deutschland 1918—1933. Anschließend Horst-Wessels-Lied.
 7. Mahnruf, zusammengestellt aus Fichtes Reden an die Deutsche Nation.
 8. Deutschlandlied.
- 15 Minuten Pause. — Anschließend unterhaltender Teil.

Programmhefte der Deutschen Volksbewegung, Adolf Hitlers „Mein Kampf“, Hitlerbilder usw. sind am Saaleingang zu kaufen.

Wie die „Kölnische Zeitung“ behauptet, sollen die Verantwortlichen dieser eigenartigen Kundgebung von sich aus Konzert und Rede abgesagt haben, als ihnen bewußt wurde, was sie angerichtet hätten. Es sei reiner Zufall, daß die Veranstaltung auf den 2. September angelegt worden sei. Redenher regt sich das Blatt noch darüber auf, daß in Paris lebende Deutsche, die mit der Einladung beglückt worden sind, die sozialistische Presse unterrichtet haben.

Nach unserer Meinung war es ein verdienstliches Werk, die Taktlosigkeit dieser Sedanfeier zu unterbinden. Die deutsch-französischen Beziehungen sind ohnehin so gespannt, daß sie nicht noch verschärft zu werden brauchen. Ein Botschafter in Paris und dessen Personal müssen über die französische Geschichte soweit unterrichtet sein, daß sie nicht gerade den Sedanstag zu einer nationalsozialistischen Kundgebung machen. Takt ist in allen Lebenslagen gut und für erfolgreiche Diplomatie die Voraussetzung.

Dabei lassen wir ganz dahingestellt ob der deutsche Botschafter Dr. Köster seine Aufgabe gern gegeben hat. Kann denn überhaupt ein deutscher Diplomat noch vernunftgemäß entscheiden? Je vernünftiger er handelt, je sicherer ist das Ende seiner Laufbahn.

Zur „Abrüstung“ Entscheidende englisch-französische Besprechungen

Paris, 5. Sept. „Petit Parisien“ kündigt an, daß vor Niederaufnahme der Völkerbündungsverhandlungen am 18. September in Paris zwischen Sir John Simon und Hauptmann Eden einerseits und dem Ministerpräsidenten Daladier und Außenminister Paul Boncour andererseits wichtige Besprechungen über die Unabhängigkeit Oesterreichs, die wirtschaftliche Sanierung Mitteleuropas und des Baltans und vor allem über die weitere Behandlung der Abrüstungskonferenz stattfinden werde. Das Blatt bezeichnet eine Verstärkung der Rüstungskontrolle als notwendig.

Wir fügen dieser Meldung hinzu, daß auch der Wille Nordamerikas auf eine Erweiterung der Rüstungskontrolle hinzielt. Es gehört wenig Phantasie dazu, um zu erkennen, daß die allgemeine Atmosphäre des Mißtrauens, die Hitlers Außenpolitik zu erwecken verstanden hat, Deutschland in den Mittelpunkt dieser Rüstungskontrolle stellen wird.

„Vertrauen nicht vorhanden“ sagt die „Times“

London, 5. Sept. In einem der Abrüstungskonferenz gewidmeten Leitartikel der „Times“ heißt es, allerseits bestehe eher die Neigung zur Vermehrung als zur Verminderung der Rüstungen. In Europa herrsche so viel Erbitterung zwischen einzelnen Ländern, daß die erste Voranlegung der Abrüstung — gegenseitiges Vertrauen — einfach nicht vorhanden sei. Europa bestehe vielleicht erst am Anfang einer langen Periode politischer Instabilität. Trotzdem dürften die Delegierten keinesfalls aneinanderergehen, bevor irgendeine Vereinbarung erreicht sei. Es sei eine Konvention möglich, die die Begrenzung der Rüstungen zu Lande und in der Luft, die Kontrolle der Rüstungen durch einen Ueberwachungs-ausschuss und die Beaufsichtigung der Waffenherstellung und des Waffenhandels einschließen würde. Zum französischen Kontrollplan sagt „Times“, es heiße, daß Norman Davis beauftragt sei, ihn zu unterstützen. Großbritannien sei für einen weniger weitgehenden und weniger starren Plan gewesen, werde aber dem französischen Plan keine Opposition machen, wenn die anderen Länder mit ihm einverstanden seien.

Überall dasselbe Echo Das Mißtrauen in Deutschlands Rüstungspolitik

G. W. Albarada schreibt in „Der Volk“:
„Um die Außenpolitik des „dritten Reichs“ kennen zu lernen, braucht man nur das vorliegende Kapitel der Bibel der Nationalsozialisten, „Mein Kampf“, zu lesen. Da wären die Ziele deutlich und schamlos enthüllt. Deutsches Grundgebiet muß erweitert werden auf Kosten von Rußland und der Randstaaten. Um dieses Ziel verwirklichen zu können, muß erst Frankreich geschlagen werden. Friedenspolitik ist nur zu betreiben, um die nötige Zeit für die Kriegsvorbereitungen zu gewinnen.“

Die Kriegsvorbereitungen sind bereits in vollem Gange. Halb Deutschland läuft in Uniform und wird militärisch gedrillt; dauernd finden Paraden und Manöver statt. Unzählige Flugplätze werden angelegt; Hunderte von Fliegern werden ausgebildet. Die Ausföhrung von wichtigen strategischen Plänen wird in Angriff genommen. Die Waffensindustrie hat großartige Aufträge bekommen.“

Das Volksheer

London, 4. Sept. (Aupref.) Der Korrespondent des „Manchester Guardian“ schreibt anläßlich des Kongresses von Nürnberg: „Deutschland kann offensichtlich nicht militärisch aufrücken. Aber die Fälle der Manifestationen und der Kongresse, die im Laufe dieses Jahres stattgefunden haben, mit ihren enormen Aufmärschen der Braunkohle, mit ihren Feldübungen, ihren rollenden Rüssen und Kommissariaten, das alles sind Versuchs-Mobilisationen in einer Größe, von der man kein Beispiel kennt, und zu dem einzigen Ziel: die Schaffung einer großen nationalen Armee.“

Freie Bahn den Untüchtigen!

Von Dr. Fritz Martens

Die Ernennung des Herrn Schmitt zum Reichswirtschaftsminister bedeutete, daß der Richtungskampf in den führenden Kreisen des Nationalsozialismus zugunsten der eindeutigen kapitalistischen Einstellung entschieden wurde. Das war der Sieg der ausgesprochen und hundertprozentig kapitalistisch Gesinnten über zwei Gegenrichtungen, wenn wir von verschiedenen Schattierungen von geringerer Bedeutung absehen. Erstens einmal über die antikapitalistischen Empfindungen, wie sie in den nationalsozialistischen Betriebszellen und bei dem großen Teil der SA. vertreten sind und die als eine untere Stufe des proletarischen Klassenbewußtseins und der Entwicklung zum sozialistischen Denken angesehen werden dürfen. Dann folgten die Exponenten des „normalen Kapitalismus“ (die „Normalisierer“) auch über die wirtschaftspolitischen Vertreter des kleineren Gewerbes, deren „mittelständische“ Einstellung eine unverkennbare und zuweilen sehr scharfe Spitze gegen alle wirtschaftlich überlegenen kapitalistischen Gebilde hat.

Die berühmt gewordene Kölner Rede war nicht die erste Rede des neuen Reichswirtschaftsministers, wie das irrtümlich dargestellt wird. Kurz nach seinem Amtsantritt hat Herr Schmitt in München eine Ansprache gehalten, in der er unter anderem den bayerischen „Wirtschaftsführern“ mit einem sehr netten und beruhigenden Lächeln eröffnete: „Meine Herren! Ich liebe die freie Wirtschaft.“ Ueber die Absichten des neuen großen Führers konnten schon nach dieser Zieleserklärung für die freie Wirtschaft keine Zweifel bestehen. Die Wirtschaftspolitik in einem bewußt und demonstrativ antiliberalistischen Staat wird von einem Mann geleitet, der selbst zu den selten gewordenen Vertretern des folgerichtigen wirtschaftlichen Liberalismus gehört. Allerdings mit den Einschränkungen, die für den Leiter des größten Versicherungskonzerns, also eines mächtigen Gebildes des organisierten Kapitalismus, selbstverständlich sind: Die wirtschaftliche Freiheit hat ihre Schranken dort, wo dies die Interessen der kapitalistischen Machtentfaltung erfordern.

Nach der Ernennung von Herrn Schmitt mußte also in gewissen Kreisen die Auffassung entstehen, daß Deutschland vor der Befestigung der „normalen“ kapitalistischen Verhältnisse steht und dementsprechend die gleichen Chancen für die Ueberwindung der Wirtschaftskrise auf rein kapitalistische Art und Weise gewinnt, wie jedes andere „normalkapitalistische“ Land in dieser immer noch kapitalistischen Welt. Diese Chancen dürften sogar als besonders groß erscheinen, da der kapitalistischen Wirtschaftspolitik in Deutschland die ungeheuerlichen Machtmittel einer brutalen Diktatur zur Verfügung gestellt werden sollten. Wenn nun schon heute eine bittere Enttäuschung in dieser Hinsicht spürbar wird, so ist das die Folge der Tatsache, daß sich eben diese Machtmittel der Diktatur als eine aller Wahrscheinlichkeit nach unüberwindbare Hemmung für die echte Wirtschaftsbelebung erweisen.

Die erste Aufgabe jeder Diktatur ist Selbstbehauptung. Und das heißt, daß jede Diktatur vor allem dafür sorgen muß, daß sich ihre eigenen Machtmittel nicht gegen sie selbst wenden. Dieser Sorge wird lehten Endes in der Diktatur alles andere untergeordnet. Trotz des bekannten Sprichworts kann man eine Zeitlang auf den Bajonetten sitzen. Eine Diktatur kann sich, auf die brutale Gewalt gestützt, gegen die Unzufriedenheit breiter Massen halten. Nur die Bajonette selbst, d. h. die lebendigen Träger der brutalen Gewalt, müssen befriedigt sein und sich mit der herrschenden Macht auf Tod und Verderben verbunden fühlen. In Deutschland handelt es sich dabei um eine so beträchtliche Menschenmenge, daß sie nicht mit den vom Staate gestellten Gehältern zufriedengestellt werden kann. Das ist aber vielleicht noch nicht das Wichtigste. Diese Schicht der Träger der brutalen Gewalt ist so breit, daß sie sich einfach nicht von ihren sozialen Quellen, von ihrem Milieu isolieren läßt. Das ist der Grund, weshalb in dem Maße, in welchem bestimmte sozialen Schichten enttäuscht und unzufrieden, auch die entsprechenden Teile des Machtapparates, vor allem der SA-Formationen, für die Machthaber unsicher und unbequem werden.

Es müssen ständig die Maßnahmen getroffen werden, die nicht von den wirtschaftlichen Erwägungen, sondern von dem Selbstbehauptungsbedürfnis der Diktatur vorgeschrieben werden. Dadurch entstehen für die Wirtschaft Belastungen, die die Wirkung aller künstlichen Ankerbelohnungsmittel bei weitem überwiegen, zumal unter diesen Umständen auch die Ankerbelohnungsmittel selbst von wirtschaftlich sehr zweifelhafter Natur sein müssen: eine demagogische Politik ist für die nationalsozialistische Diktatur auf allen Gebieten eine unumgängliche Notwendigkeit. Damit soundso viele „nationale Kämpfer“ befriedigt werden können, müssen die besten Arbeitskräfte herausgeworfen und durch die weniger geeigneten oder gänzlich ungeeigneten ersetzt, müssen darüber hinaus überflüssige Arbeitskräfte eingestellt werden.

Bei der Besprechung der letzten Bankbilanzen mußte

die „Frankfurter Zeitung“ feststellen, „dass die neuange-
stellten Arbeiter zunächst auf Kosten bereits bestehender
Vorräte unterhalten werden“. Viele Unternehmer können
auch nicht anders verfahren. Sie dürfen keine Kredite
aufnehmen, weil sie nicht nur keine Zinsen erwirtschaften
können, sondern auch mit dem glatten Verlust der einge-
setzten Mittel rechnen müssen. Wer die Gelegenheit hat,
mit den deutschen Unternehmern ganz intim unter vier
Augen zu sprechen, hört wiederum den altbekannten Aus-
druck: „Wir werden gezwungen, die Substanz zu ver-
zehren.“ Trotz der rein kapitalistischen Einstellung der
„Nationalen Regierung“ werden also die Unternehmer ge-
zwungen, entgegen allen kapitalistischen Grundsätzen zu
wirtschaften.

Namentlich die Arbeitsmarktpolitik, dieser „Krieg gegen
die Arbeitslosigkeit“ (in noch viel größerem Maße aber:
gegen die Arbeitslosen (statistisch), zeigt alle Widersprüche
auf, die sich aus der Lage der Diktatur zwangsläufig er-
geben. Für die jüngeren Arbeiter sind die Arbeitsdienst-
lager und alle Formen der militärischen Ausbildung da,
also lautet die Parole: Die Familienväter (selbstverständlich
„national gestimmt“) herein in die Betriebe! Die
arbeitenden Söhne werden zu Doppelverdienern erklärt,
werden entlassen bzw. aus der Unterstützung ausgesteuert.
Die Folgen? Erstens einmal sinkt die Kaufkraft der
„Familienväter“ so tief, daß von irgendwelchen An-
schaffungen über das Erhalten der bescheidensten Existenz
hinaus keine Rede sein kann, auch der Markt für die
Industrieerzeugnisse schrumpft noch weiter zusammen.
Zweiten Endes deshalb, weil die Produktivität der Arbeit
geringer wird. Auf anderer Seite wollen auch die jungen
Landknechte doch eine gesicherte Existenz und ihre eigenen
Heime haben. Sie sehen auch die Gefahr, als Arbeits-
kräfte völlig unbrauchbar zu werden. Also müssen für sie
um jeden Preis Arbeitsplätze geschaffen werden. In vielen
Fällen völlig unbeachtet ihrer Qualifikation. Man kann
sich ausdenken, was das für die Industrie bedeutet, die in
solchem Maße, wie die deutsche, auf die Qualitätsarbeit
angewiesen ist. Und es kann nicht anders verfahren
werden, wenn die SW. ungefährlich gemacht werden soll.
Von der gründlichen beruflichen Vorbereitung kann auch
keine Rede sein, solange diese Menschen immer noch die
Funktionen der Landknechte zu erfüllen haben.

Das gleiche gilt auch für die anderen Gebiete, namentlich
für die sogenannte Mittelstandspolitik. Auch hier müssen
aus dem Selbstbehauptungsbedürfnis der Diktatur heraus
in unzähligen Fällen die wirtschaftlich Untüchtigen auf
Kosten der Tüchtigen künstlich gestützt und bevorzugt
werden. Aus demselben Grunde ist trotz aller Behauptungen
zur internationalen Zusammenarbeit eine vernünftige
Handelspolitik im „dritten Reich“ ein Ding der Unmög-
lichkeit. Die gleichen Leute, die die deutsche Republik
als „Fürsorgestaat“ verschrien und verdammt hatten,
müssen jetzt auch eine Art Fürsorgepolitik treiben, aber in
ihrer wirtschaftlich unsinnigsten und schädlichsten Form
himmelweit vom Sozialismus entfernt, spottet diese
Politik auch dem kapitalistischen Willen der Machthaber
ins Gesicht, da sie dem bewährten liberal-kapitalistischen
Grundgesetz entgegen nicht den Tüchtigen, sondern den Un-
tüchtigen die Bahn frei macht. Solange diese Diktatur
besteht, ist das deutsche Volk verurteilt, alle Härten der
kapitalistischen Ausbeutung zu ertragen, ohne daß die
produktionsfördernden Kräfte des Kapitalismus zur Aus-
wirkung kommen könnten.

Selbstmord geht um

Das Ende eines bekannten Augenarztes

Zürich, 4. Sept. In einem Hotel in Röhndach am Rigi
wurde heute morgen der bekannte Berliner Augenarzt Dr.
Bruno May-Woll mit seiner Gattin tot
aufgefunden. Dr. May, der im Frühjahr auf der Rück-
reise von einem Herzleiden in Spanien in der Schweiz
aufenthalts genommen hatte, hatte einen Herzversagen
erlitten und war dann eine Zeitlang in einem schweizer-
ischen Sanatorium behandelt worden. Nach seiner Ent-
lassung war er nach Röhndach gezogen, wo er nunmehr
mit seiner Gattin den Freitod gesucht hat.

In Holzheim bei Reuß überfuhr ein Kraftwagen
fünf Hitzleringen, die sämtlich schwer verletzt
wurden. Einer ist inzwischen gestorben. Der Fahrer des
Wagens wurde festgenommen.

Die Nachforschungen nach den Urhebern des Anschlags auf
Prof. Feiling führten bisher zur Verhaftung von
neun Personen.

Aus Cosel in Oberschlesien wird von deutschen Nach-
richtendienst gemeldet: In Maschwitz erschoss ein Marxist
einen NSD.-Mann. Der Täter wurde verhaftet.

Mussolini und Stalin

Der Text des italienisch-russischen Nichtangriffspaktes

Rom, 4. Sept. Der Text des italienisch-russischen
Freundschafts-, Nichtangriffs- und Neutralitätsovertrages
lautet:

In dem Wunsche, mit allen ihren Kräften an der Erhal-
tung des allgemeinen Friedens mitzuwirken, unter Ver-
sicherung der Kontinuität der Beziehungen beider Länder
zueinander und entschlossen, ihre Politik der unbedingten
Enthaltung von der Einmischung in die internen Angelegen-
heiten ihrer Länder fortzusetzen, beschließen beide Staaten,
durch den Abschluß des Vertrags die zwischen Italien und
der Sowjetunion bestehenden Beziehungen zu konsolidieren.

Artikel 1: Jede der beiden vertragschließenden Par-
teien verpflichtet sich, in keinem Fall etwas gegen die
andere Partei zu unternehmen, keine Forderung herbeizu-
führen oder eine Bindung mit einer dritten oder mehreren
Mächten einzugehen, an einem Krieg oder einem Angriff zu
Lande, zu Wasser oder in der Luft teilzunehmen, und die
Unverletzlichkeit der unter der Herrschaft des anderen
Teils stehenden Gebiete anzuerkennen.

Artikel 2: Wenn einer der Kontrahenten Gegenstand
des Angriffes einer dritten Macht wird, so verpflichtet sich
der andere Kontrahent, die Neutralität während der
gesamten Dauer des Konfliktes aufrechtzuerhalten. Wenn
einer der Kontrahenten eine dritte Macht angreift, kann der
andere Kontrahent ohne Vorankündigung den gegenwärtigen
Vertrag lösen.

Artikel 3: Jeder der beiden Kontrahenten verpflichtet
sich, an keiner internationalen Abmachung teilzunehmen, die

Trebeurden und Nürnberg

Zugleich eine nachträgliche Antwort an die Niederwaldprovokation

Saarbrücken, 5. September.

„Er hat den Frieden für uns gewollt,“
schreibt ein junger Fischer der Bretagne auf den Gedenk-
stein Briands, der am Sonntag in Trebeurden ein-
geweiht wurde. Es war zur selben Stunde, in der Herr
Hitler in Nürnberg seine Kriegserklärung an
den Pazifismus wiederholte.

Der französische Außenminister Paul Boncour hat
seinen großen Vorgänger und sein Vorbild Aristide
Briand bei dieser Gelegenheit als den Schöpfer jenes
Locarno gefeiert, dessen Tendenz durch die Hitleraggressivität
im akuten Stadium der europäischen Politik in der
Betonung des französischen Sicherheitsgedankens liegt:

„Je mehr sich gewisse Drohungen abzeichnen, die uns
aber unsere Kaltblütigkeit nicht nehmen werden, die uns
aber zwingen, wachsam zu bleiben, desto größerer Dank
find wir dem Manne schuldig, dessen diplomatische Aktion
schließlich Ende 1923 erreichte, daß England und
Italien einen Text unterzeichneten, der sagt:
„Im Falle einer flagranten Verletzung des Artikels 2 des
vorliegenden Vertrages oder eines flagranten Verstosses
gegen die Artikel 42 und 48 des Versailler Vertrages durch
eine der hohen vertragschließenden Parteien, ver-
pflichtet sich jede der anderen unterzeichnenden
Mächte schon jetzt, sofort der Partei
Hilfe zu leisten, gegen die eine solche Ver-
letzung gerichtet ist.“

Man darf kaum annehmen, daß diese lobenswerte Klar-
heit in der augenblicklichen Geistesverfassung der „Führer“
des Nationalsozialismus jenes Echo finden wird, das
allein zum Heile Deutschlands und Europas dienlich
wäre. Der offizielle Conti-Kommentar der
Hitlerregierung ist statt dessen eine erneute frech-
dreiste Provokation und die Dokumentation einer Men-
talität, mit der jeder Versuch einer Verständigung den
Berat an den ureigensten Lebensinteressen des eigenen
Volkes bedeuten würde.

Es scheint nicht, als ob sich der französische Außenminister
über diese Mentalität der „tollen Hunde Europas“ (wie
sie ein rumänisches Blatt jüngst nannte) irgendwelchen
Illusionen hingabe. Mit einer Deutlichkeit, die bei aller
Nähe eine eiserne Festigkeit verrät, hob Boncour
hervor:

„welcher Kontrast zwischen Kundgebungen
wie der heutigen, wo fern von den Grenzen am Ufer
des Meeres die Volksmengen nach Frieden rufen, und
zwischen den Gegereien besteht, die bis an
die Grenze unseres Gebietes geführt werden.
Frankreich weiß, daß es stark genug ist, um gewalt-
tätigen Unternehmen standzuhalten, und der stillschweigend

vor sich gegangene Besuch des Ministerpräsidenten
und Kriegsministers in den Befestigungsan-
lagen an unseren Ostgrenzen war die richtige
Antwort auf ein Verhalten, von dem man zum min-
desten sagen muß, daß es die Friedensatmosphäre
stark trübt, die für die Restauration Euro-
pas so unbedingt notwendig ist. Einheitsig be-
gleitete ganz Frankreich den Ministerpräsidenten auf seiner
Inspektionsreise.“

Im Interesse Deutschlands, seines Volkes und seines
Bestandes läge es, wenn über dem Festtrubel und den
überlauten Blechklängen einer grausenregenden Inhalts-
leere und beispiellosen Geistesverwirrung, wie sie sich in
Nürnberg manifestierten, diese Mahnung und Warnung
nicht im „Heil-Hitler“-Gekreisch ungehört verhallte, —
und das gleiche gilt vom Niederwaldrummel, auf
den Boncour anspielt.

Oswald Spengler, Rodophilosoph der nazi-
fasischen Brutalität, hat den Geistern, die er rief, in
seinem neuen Buche „Jahre der Entscheidung“ voll „Angst
um Deutschland“ ins Stammbuch geschrieben: „Es ist keine
Zeit zu Rausch- und Triumphgefühl! Wehe denen, die die
Mobilmachung mit dem Sieg verwechseln! Es wäre
richtiger, wir sparten das für einen Tag wirklicher und
endgültiger Erfolge auf, d. h. außenpolitischer. Es
gibt keine anderen.“ Aber statt außenpolitischer
Siege ist die restlose außenpolitische Isolierung Deutsch-
lands der einzige sichtbare „Erfolg“ der Hitlerei. Wenn
Herr Hitler zu beraten wäre, würde er sich nach dem irr-
sinnig anmutenden Rassengetöse in Nürnberg jene
Stelle der Boncour'schen Rede einmal unter die Lupe
nehmen, welche darauf eine ganz entschiedene Antwort
erteilt:

„Die Staaten des heutigen Mitteleuropas, die auf dem
Recht der Nationalität angebannt sind, das gerade
das Gegenteil von jenen völkischen Konze-
ptionen ist, aus denen sich nur die Umwälzung der
Grenzen ergeben könnte, brauchen zum Leben und zu ihrer
Entwicklung freie wirtschaftliche Verständigung, die nicht
durch politische Kompetitionen oder territoriale Forde-
rungen getrübt werden dürfen, um das Gleichgewicht und
die Ablagmächte wiederzufinden, deren sie bedürfen.“

Aber Herr Hitler hat darauf wie auf die französische
italienische Annäherung und ihre Rekonstitu-
ierung des Donauraumes nur eine einzige Ant-
wort: die Frage nach der Abrüstung — Frankreich!
Es ist die Frage des Wolfes an seinen Nachbar, warum
dieser sein Gewehr nicht zerfahre. Aber war es nicht
Ehren-Keil, der einmal das Wort prägte, daß man dem
Wolfe vorher den Gangschuß geben müsse?! M. B.

1915?

Das ahnungslose deutsche Volk

Die Bafeler „Nationalzeitung“ schreibt über den
Nürnberg-Parteitag:

Die Großartigkeit der Aufmachung steht zu der
Armseligkeit des Inhalts in einem verblüffenden
Gegensatz. Nach sieben Monaten Herrschaft ist der deutsche
Nationalsozialismus nirgends zu einer positiven Leistung
gekommen; die Senkung der Arbeitslosigkeit, deren er sich
berühmt, besteht im wesentlichen darin, daß weniger Unter-
stützungen ausbezahlt und Hunderttausende zu einer Arbeit
genötigt wurden, die kaum höher bezahlt wird als die frühere
Arbeitslosenrente. Und jeder Kenner der deutschen Wirtschaft
weiß, daß die angeblichen Erfolge gar nicht vorhanden sind,
die Notstandsarbeiten werden sich von den Gemeinden bloß
durchführen lassen, wenn sie auf die Sparanlagen der Spar-
kassen greifen, die Inflation läßt sich dank dem
Transfermoratorium noch ein wenig ver-
schleiern, da die freie Mark auf dem Weltmarkt kaum
verlangt wird, aber die Kaufkraft ist bei gesunkenen Löhnen
und erhöhten Preisen immer geringer. Die Textilindustrie
kann nicht in alle Ewigkeit Uniformen und Fahnen er-

zeugen, die Einnahmen der Reichsbahnen sinken erschreckend,
die Auflagen der Zeitungen, der Bühnen, die Besucherzahlen
in Kinos und Theatern verringern sich, obwohl der Bezug
der Naziblätter und der Besuch patriotischer Vorstellungen
und Filme fast obligatorisch geworden ist. Einkommen wird
weiter marschiert, und dies scheint vorerst noch einen Teil
der Nation zu begeistern, und der andere Teil, der enttäuscht
ist und klarer sieht, muß schweigen. Aber man darf wohl die
Vorauslage wagen, daß das vom Führer der Stadt Nürnberg
verheißene Monopol auf Parteitage von ihr kaum sehr viele
Jahre lang in Anspruch genommen werden wird...

Wir schreiben da vergleichsweise 1915, wo jeder Ein-
sichtige die deutsche Niederlage schon spürte,
aber Deutschland noch drei Jahre benötigte,
um sie zu erkennen und dadurch sich und mit sich die
Welt in unsägliches Elend stürzte.

Militärischer Charakter

Nürnberg, eine Generalprobe der Mobilmachung

Der „Manchester Guardian“ bespricht in seiner
vortrefflichen Art die Nürnberger Festlichkeiten:

Wie die Kundgebungen von Tannenberg und am Nieder-
walddenkmal, besitzt auch der Parteitag einen mili-
tärischen Charakter.

Die Braanhenden entwickeln sich schnell zu einer regel-
rechten Armee. Der Verkauf der braunen Uniformen soll
am 15. September ausfallen; von da an werden sie durch
eine regelrechte Feldgrane Uniform ersetzt.
Täglich wird die Zahl der Braanhenden größer, die den
Stahlhelm tragen.

Die Tagung der Braanhenden in Nürnberg hat tat-
sächlich den Charakter einer probeweisen Mobil-
machung.

Vorher hatte Deutschland nicht die Möglichkeit, seine
Rassen in militärischem Sinne zu mobilisieren.

Alle Kundgebungen, die in diesem Jahr stattfanden, mit
ihren ungeheuren Massen Braanhenden, ihren Quartiers-
schemen, ihren Lagern, ihren Feldküchen, ihren Befehls-
stellen, ihrem speziellen Eisenbahndienst stellen einen
weitgehenden Versuch für eine General-
mobilmachung dar, die ohne Beispiel in irgendeinem
anderen Lande ist. Eine fürchterliche nationale
Armee bildet und organisiert sich.

Reaktion in Spanien?

Die Wahlen zum Verfassungsgericht

Paris, 5. Sept. „Journal“ berichtet aus Madrid, daß
von den 15 Sigen des Verfassungsgerichts für die verfassungsgebenden
Garantien, die von sämtlichen Gemeinderäten Spaniens ge-
wählt wurden, die Sozialisten nur zwei und die Radikalen
nur einen einzigen Sitz erringen konnten. Die Partei des
Regierungschefs sei überhaupt nicht vertreten. Die Re-
gierungsparteien hätten mithin eine einseitige Niederlage
erlitten, wie man überhaupt feststelle, daß eine starke Re-
aktion gegen die Politik der Regierungsmehrheit sich be-
merkbar mache.

„Meine Angst um Deutschland“

Oswald Spengler warnt

Oswald Spengler, einst Modestphilosoph in der Prophezeiung vom Untergang des Abendlandes, oftmals vom Nationalsozialismus als einer der Seinigen angesprochen und ganz zweifellos Lieferant der philosophischen Theorie für die Brutalitäten der Nazi-Sadisten, hat ein neues Buch herausgegeben: „Jahre der Entscheidung“. In der Einleitung des ersten Teiles, „Deutschland und die weltgeschichtliche Entwicklung“ überschrieben, nimmt Spengler zu alleraktuellsten Vorgängen politischer Art Stellung. Dieser Einleitung entnehmen wir folgende Sätze:

Das war kein Sieg, denn die Gegner fehlten. Vor der Gewalt des Aufstandes verschwand sofort alles, was eben noch tätig oder getan war. Es war ein Versprechen künftiger Siege, die in schweren Kämpfen erstritten werden müssen und für die hier erst der Platz geschaffen wurde. Die Führer haben die volle Verantwortung dafür auf sich genommen und sie müssen wissen oder lernen, was das bedeutet. Es ist eine Aufgabe voll ungeheurer Gefahren, und sie liegt nicht im Innern Deutschlands, sondern draußen, in der Welt der Kriege und Katastrophen, wo nur die große Politik das Wort führt. Deutschland ist mehr als irgend ein Land in das Schicksal aller anderen verflochten; es kann weniger als irgend ein anderes regiert werden, als ob es etwas für sich wäre. Und außerdem: es ist nicht die erste nationale Revolution, die sich ereignet hat — Cromwell und Mirabeau sind vorangegangen —, aber sie ist die erste, die sich in einem politisch ohnmächtigen Lande in sehr gefährlicher Lage vollzieht: das steigert die Schwierigkeiten der Aufgaben ins Ungemessene.

Sie sind sämtlich erst gestellt, kaum begriffen, nicht gelöst. Es ist keine Zeit und kein Anlaß zu Raufsch und Triumphgefühl! Wehe denen, die die Mobilmachung mit dem Sieg verwechseln!

Die Gefahr der Begeisterung ist es, die Lage zu einfach zu sehen. Begeisterung verträgt sich nicht mit Zielen, die über Generationen hinaus liegen. Mit solchen beginnen aber erst die wirklichen Entscheidungen der Geschichte. Diese Nachtergreifung hat sich in einem Wirbel von Stärke und Schwäche vollzogen. Ich sehe mit Bedenken, daß sie täglich mit soviel Lärm gefeiert wird. Es wäre richtiger, wir sparten das für einen Tag wirklicher und endgültiger Erfolge auf, d. h. außenpolitischer. Es gibt keine anderen. Wenn sie einmal errungen sind, werden die Männer des Augenblicks, die den ersten Schritt taten, vielleicht längst tot sein, vielleicht vergessen und geschmäht, bis irgend eine Nachwelt sich ihrer Bedeutung erinnert. Die Geschichte ist nicht sentimental und wehe dem, der sich selbst sentimental nimmt.

In jeder Entwicklung mit solchem Anfang liegen viele Möglichkeiten, deren sich die Teilnehmer selten ganz bewußt sind. Sie kann in Prinzipien und Theorien erstarken, in politischer, sozialer, wirtschaftlicher Anarchie untergehen, ergebnislos zum Anfang zurückkehren, so wie man in Paris von 1793 deutlich fühlte, quo ca changerait. Dem Raufsch der ersten Tage, der oft schon kommende Möglichkeiten verdarb, folgt in der Regel eine Ernüchterung und die Unsicherheit über den „nächsten Schritt“. Es gelangen Elemente zur Macht, welche den Genuß der Macht als Ergebnis betrachten und den Zustand verewigen möchten, der nur für Augenblicke

Der „Gegenprozeß“

Vorbesprechungen des Untersuchungsausschusses

Paris, 4. Sept. (Jupres.) Die Vorbesprechungen des Untersuchungsausschusses zur Aufklärung des Reichstagsbrandes sind unter dem Vorsitz des berühmten französischen Rechtsanwaltes de Moro Giasferi und in Anwesenheit von Frau Dr. Bakker-Rort, Mitglied des holländischen Parlamentes, M. J. Ritti, dem früheren italienischen Ministerpräsidenten, den Schwedischen, Dänischen, Belgischen und Schweizer Anwälten Branting, Bald Huidt, Vermeylen und Huber vorgethert begonnen worden.

Es wurde beschlossen, den Internationalen Untersuchungsausschuss des Reichstagsbrandes in Kürze nach London einzuberufen. Auf Grund der Sachverständigenberichte, der vorliegenden Zeugenaussagen und Dokumente soll zunächst die politische Situation Deutschlands geprüft werden, die beim Ausbruch des Reichstagsbrandes bestand und festgelegt werden, wer in jenem Augenblick ein Interesse am Reichstagsbrand haben konnte. Der Untersuchungsausschuss wird sich mit den Umständen des Reichstagsbrandes befassen und den Weg rekonstruieren, den die Brandstifter genommen haben; er wird die politische Rolle der „Angeklagten“ Torgler, Dimitrow, Tanen und Popow und die der „Ankläger“ Göbbels, Göring und Heines sowie des Komparien von der Lubbe prüfen; er wird sich mit der Haltung der Ankläger und Angeklagten in den Tagen vor und nach dem Brand beschäftigen.

Weiter wurde beschlossen, eine Unterkommission zu ernennen, deren Aufgabe es sein soll, die Vernehmung der Zeugen in den verschiedenen Ländern vorzunehmen.

Die juristische Kommission stellte fest:

1. daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine wirksame Verteidigung nicht möglich ist. Die deutschen Rechtsanwälte können heute keine unabhängigen Verteidiger sein, um so weniger, als Verteidigung von Kommunisten als kommunistische Betätigung verfolgt werden kann. Die von den Angeklagten oder deren Familien gewählten ausländischen Rechtsanwälte sind vom Gericht unter durchsichtigen Vorwänden zurückgewiesen worden.
2. daß Freiheit und Leben der Zeugen, die in diesem Prozeß zugunsten der Angeklagten aussagen würden, sowie das Leben ihrer Verwandten bedroht ist.
3. daß die Angeklagten eine nicht menschenwürdige Behandlung erleiden, die ihnen nicht

tragbar ist. Richtige Gedanken werden von Fanatikern bis zur Selbstaufhebung übersteigert. Was als Anfang Großes versprochen, endet in Tragödie oder Komödie. Wir wollen diese Gefahren begehren und nüchtern ins Auge fassen, um klüger zu sein als manche Generation der Vergangenheit.

Keine Angst um Deutschland ist nicht kleiner geworden. Der Sieg vom März war zu leicht, um den Siegern über den Umfang der Gefahr, ihren Ursprung und ihre Dauer die Augen zu öffnen.

Niemand kann wissen, zu was für Formen, Lagen und Persönlichkeiten diese Umwälzung führt und was für Gegenwirkungen sie von außen zur Folge hat.

Jede Revolution verschlechtert die außenpolitische Lage eines Landes, und allein, um dem gewachsen zu sein, sind Staatsmänner vom Range Bismarcks nötig. Wir

die Freiheit läßt, ihre eigene Verteidigung sachgemäß vorzubereiten.

Die Kommission sieht nicht die Sicherheit gegeben, daß das Leipziger Gericht irgendeines der grundsätzlichen Probleme dieses Prozesses löst.

Sie begrüßt daher die Einberufung der Untersuchungskommission nach London, durch die unter der Kontrolle des Weltgewissens jene Tatsachen geklärt werden, die offiziell den Angeklagten, von der öffentlichen Meinung aber Männern zur Last gelegt werden, die heute in Deutschland die Macht besitzen.

Warum?

Der Bruder des Angeklagten Marinus van der Lubbe hat den Advokaten Dr. J. Pauwels in Amsterdam gebeten, sein Ersuchen, als Verteidiger des Marinus van der Lubbe aufzutreten, als nicht geschehen zu betrachten. Dr. Pauwels teilte mit, daß ihm die Gründe dieses Schrittes nicht bekannt sind und er sich um Aufklärung bemühen werde.

Widersprüche

Verteidigt Pauwels oder nicht?

Amsterdam, den 4. September. (Jupres.)

Der angegebene hiesige Anwalt Pauwels, der durch die Familie des angeblichen Reichstagsbrandstifters Marinus van der Lubbe ersucht wurde, die Verteidigung des Angeklagten zu übernehmen, erklärte Pressvertretern, er halte es für seine Pflicht, seinen Landsmann vor dem Henkerbeil zu retten. Sie haben gesehen, daß mein französischer Kollege und Freund de Moro Giasferi den Minister Göring offen beschuldigt, die ganze Brandstiftung inszeniert zu haben. Wenn dies so ist, dann wäre von der Lubbe weiter nichts gewesen als ein bloßes Werkzeug, und der Fall würde sich weit über die Aufgabe eines gewöhnlichen Verteidigers erstrecken und vielmehr eine nationale Frage bilden. Jedenfalls wird es von großem Interesse sein, von der Lubbe persönlich auszufragen. Ich werde mich in Leipzig nicht scheuen, die Wahrheit zu sagen und darauf hinzuweisen, daß in Niederlande, infolge des deutschen Vorgehens gegen die Juden, in weiten Kreisen Unruhe herrscht hinsichtlich der gerechten Führung des Reichstagsbrandprozesses. Durch die antisemitischen Aktionen hat in unserem Lande das Vertrauen in die Objektivität der Deutschen zweifellos gelitten. Darum ist es gut, wenn ein niederländischer Verteidiger nach Leipzig geht.

Papier im Hause kann jeder brauchen.“ Selbst soviel Zuverlässigkeit genügt nicht. Hinterher machte ihm nämlich ein Fuhrmann klar, nicht in Fontamara, denn dorthin legte er den Fuß nicht mehr, sondern unten in der Kreisstadt, daß der Flintenschuß nicht ausdrücklich ihm, nicht seiner Person, der Person des Innocenzo La Vegge gegolten habe, sondern vielmehr der Steuer. Aber ihn die Kugel im getrossen hätte, wäre nicht die Steuer, sondern er getötet worden — deshalb sollte er nicht mehr kommen und überdies würde ihm niemand nachweinen. Trotz alledem kam ihm niemals der Gedanke, die Fontamarenen einzuklagen. „Wenn man Käufe sequenzieren und verkaufen könnte“, hatte Innocenzo etmal verlauten lassen, „dann ja, dann würde eine Zwangsversteigerung ohne Zweifel von größtem Erfolg begleitet sein. Da hierzu jede gesetzliche Handhabe fehle, könne man nur das Licht sperren.“

Das Licht sollte am 1. Januar gesperrt werden, dann am 1. März. Dann am 1. Mai. Am 1. Juni wurde es gesperrt.

Die Frauen und Kinder in den Häusern merkten es zuerst. Aber wir, die von der Arbeit kamen, die in der Mühle gewesen und auf der Landstraße heimkehrten, die beim Kirchhof gewesen und von den Bergen herunterstiegen, die wir in den Sandgruben gearbeitet hatten, dem Bergbach entlang nach Hause zogen, die wir von der Tagesarbeit, von überall her bei langsam sinkender Nacht zurückkehrten, sahen die Lichter der benachbarten Dörfer aufblitzen, sahen, daß Fontamara dunkel blieb, verschwand, sich verkleinerte, umschloß, mit den Bäumen, den Decken, den Misthaufen in ein großes Einerlei verschwamm. Und wir begriffen sofort, um was es sich handelte. (Es war eine Überraschung und es war doch keine.)

Für die Kinder war es einfach ein Vergnügen. Es gibt so wenig zum Lachen bei uns. Und wenn, dann wird es gründlich ausgenutzt. Einerlei, ob ein Motorrad durchrauf, sich zwei Efel begatten, oder ein Kamin Feuer fängt.

Im Dorf angekommen, stehen wir zuerst auf General Baldissera, der im Sommer vor seinem Hause beim Schein der Straßenlaterne bis spät in die Nacht die Schuhe stülte. Die Kinder fanden um seinen Arbeitstisch herum, hatten ihm Felle, Nägel, Messer, Pech, Fäden und Sohlleder durcheinandergebracht, ihm den Kübel mit dem schmutzigen Wasser über die Fäße gegossen, so daß er dröhnend auf alle Schutzpatrone der Gegend schaute und uns gleich fragte, ob er bei

stehen vielleicht schon dicht vor dem zweiten Weltkrieg mit unbekannter Verteilung der Mächte und nicht voraussehenden — militärischen, wirtschaftlichen, revolutionären — Mitteln und Zielen. Wir haben keine Zeit, uns auf innerpolitische Angelegenheiten zu beschränken. Wir müssen für jedes denkbare Ereignis „in Form sein“. Deutschland ist keine Insel. Wenn wir nicht unsere Verhältnisse zur Welt als das wichtigste Problem gerade für uns sehen, geht das Schicksal — und was für ein Schicksal! — erbarmungslos über uns hinweg.“

Staatsmänner vom Range Bismarcks wären nötig! —: Will Herr Göbbels hier nicht sofort ein Autodafe für das neue Buch des nationalsozialistischen Modestphilosophen veranstalten lassen und es auf den Index des „dritten Reiches“ setzen? Wir fürchten nur, daß dadurch das „erbarmungslose Schicksal“ nicht um eine Sekunde zu verzögern ist!

seinem Alter und seinen schlechten Augen verdient habe, daß man ihm das elektrische Licht wegnehme und was sich König Umberto bei einer solchen Gemeinheit wohl gedacht habe.

Nicht so einfach, die Gedanken König Umberto zu erraten!

Natürlich waren Frauen da, die jammerten. Frauen, deren Namen zu nennen überflüssig ist. Frauen, die vor ihren Haustüren hockten, ihre Kinder stülten, und dabei wehklagten. Sie klagten über die Lichtsperrung, als ob ihr Glend im Dunkeln noch dunkler würde. Wir, Michele Zompa und ich, blieben am Tisch vor der Wirtschaft der Marietta Sorcanera stehen. Gleich darauf kam Jacobo Losurdo mit seiner eben gedeckten Gabel, dann noch Pontius Pilatus, mit dem Schwefelkasten auf dem Rücken. Es kamen Antonio Nanocchia und Baldovino Sciarappa vom Beschneiden der Heben und dann kamen Giacinto Barletta, Generdi Santo, Giro Zirona, Papafisso und andere aus der Sandgrube zurück. Alle sprachen vom elektrischen Licht, von den Steuern, den neuen Steuern, den alten Steuern, den Gemeindesteuern, den Staatssteuern und wiederholten dabei immer das Gleiche, weil sich eben immer alles gleichbleibt. Inzwischen aber war ein Fremder dazugekommen. Niemand hatte es bemerkt.

Ein Fremder mit einem Fahrrad. Wer mochte es sein, um diese Stunde? Schwer zu sagen.

Der vom Licht war es nicht. Der von der Gemeinde war es auch nicht. Der vom Amtsgericht erst recht nicht. Es war ein eleganter Jüngling mit zartem glattrasiertem Gesicht, und einem Mähdchen wie ein Zuckerherz. Mit der einen Hand hielt er das Rad an der Lenkstange, die Hand war klein und glatt, wie der Bauch einer Eidechse. Ueber den Schultern trug er weiße Samaschen.

Wir verstummt sofort. Und war klar, daß dieser Bursche mit einer neuen Steuer kam. Kein Zweifel war möglich. Kein Zweifel auch, daß er keine Reise umsonst gemacht und daß keine Papiere demselben Schicksal verfallen würden, wie diejenigen des Innocenzo La Vegge. Und beschäufte nur noch eine Frage: was für eine neue Steuer mochte das sein? Jeder dachte im Stillen darüber nach. Aber vergeblich.

Inzwischen hatte der Fremde schon zwei- oder dreimal mit moderner Stimme nach dem Hause der Witwe des Helten Sorcanera gefragt. (Fortsetzung folgt.)

Fontamara

ROMAN VON IGNAZIO SILONE

Das Licht

„Am 1. Juni 1929,“ begann der Alte zu erzählen, „war Fontamara zum erstenmal ohne elektrisches Licht. Am 2. Juni, am 3. Juni, am 4. Juni blieb Fontamara ohne Licht.“

So ging es in den folgenden Tagen, in den folgenden Monaten weiter, bis sich Fontamara schließlich an den Mondschein gewöhnt hatte. Von diesem Mondlicht bis zum elektrischen Licht hatte der Ort an die hundert Jahre gebraucht; es war ein weiter Weg gewesen, über Olivenöl und Petroleum. Für die Rückkehr vom Elektrischen zum Mondschein genügte jedoch ein Abend. Die Jungen kennen die Geschichte nicht, wir Alten aber, wir kennen sie. Wir wissen, daß alles Neue, was wir südlichen Bauern in den letzten flehzig Jahren den Piemontesen zu verdanken haben, sich im Grunde auf zwei Dinge beschränkt: Elektrizität und Zigaretten.

Das elektrische Licht haben sie uns wieder genommen. Die Zigaretten mögen sie behalten. Denn uns hat immer der Tabak genügt.

Als das Licht zum erstenmal ausblieb, brauchte es keine Überraschung zu sein, trotzdem war es eine für uns.

Für Fontamara war nämlich das Elektrische zur Naturkraft geworden; niemand bezahlte dafür, schon seit vielen Monaten nicht. Zuletzt war selbst der Gemeindevote, der regelmäßig die Monatsrechnung mit dem Stempel „unbezahlt“ brachte, ausgeblieben. Dabei war dies Papier das einzige Papier gewesen, mit dem wir die Pfeife gepuyt hatten. Als sich aber der Vote das letzte Mal blicken ließ, hätte es ihn beinahe das Leben gekostet. Beinahe hätte ihn am Eingang des Dorfes ein Flintenschuß erwischt. Und dies, obwohl er sehr vorsichtig vorging. Er kam nach Fontamara, während er die Männer bei der Arbeit und nur Frauen und Kinder in den Häusern wußte. Er war sehr zuvorkommend und verteilte seine Karten mit einem blöden, mitleidigen Grinsen: „Nichts für ungut! Bitte nehmt nur, ein Stück

Arbeitsstreckung

Keine Belebung

Berlin, 4. Sept. (Inprek.) Das Statistische Reichsamt erklärt in seinem letzten Bericht, daß der Prozentfuß der besetzten Arbeitsplätze Ende Juni 46,5 Prozent und Ende Juli 47,1 Prozent betrug. Jedoch sei die Steigerung nur dadurch erzielt worden, daß die tägliche Durchschnittsarbeitszeit von 7 Stunden 27 Minuten auf 7 Stunden 10 Minuten gesenkt worden sei.

„Es ist unmöglich...“

Ein deutsches Unternehmerblatt spricht von Katastrophenpolitik

Im Hauptorgan der deutschen Unternehmer, „Der deutsche Arbeitgeber“, wird die hitlerische Wirtschaftspolitik mit folgenden Ausführungen als „Katastrophenpolitik“ gekennzeichnet: „Es ist unmöglich, eine dauernde Besserung der Betriebsaktivität durch behördliche Anordnungen und behördliche Maßnahmen zu erreichen. Nur wenn die Möglichkeit einer lohnenden Produktion besteht, kann die Beschäftigtenzahl vergrößert und die Produktion ausgedehnt werden. Andernfalls muß die Ausbreitung auf die Dauer zur Katastrophe führen.“

Dreitagewoche

Frankfurt, 4. Sept. (Inprek.) Die Opelwerke, die größten Automobilwerke Deutschlands, mit einer Belegschaft von 18.000 Mann, haben die Arbeitszeit in den letzten Monaten zunächst auf 3, dann auf 4 und jetzt auf 3 Tage in der Woche herabsetzen müssen.

Die Textilindustrie schränkt ein

Die „Frankfurter Zeitung“ bringt aus der Münsterländer Textilindustrie folgenden Bericht: „Die Belebung der letzten Monate ist zum Stillstand gekommen. Einzelne Firmen verzeichnen Rückgänge der Abgabe auf bereits getätigte Abschlässe... Unbefriedigend ist die Lage bei den Textspinnereien und -webereien. Auch bei den Leinen- und Halbweberereien ist die Lage unverändert schlecht.“

Der Bericht beweist, daß die Pause am Markt für Uniformen und Fahnenmacher vorüber ist.

Rückgang des Fleischkonsums

Zur Geschäftslage schreibt die Stuttgarter Metzgerei: „Der Geschäftsgang ist in diesem Jahre wesentlich schlechter als im Vorjahr. Die Arbeitslosigkeit, die schlechte Geschäftslage im allgemeinen, Rückgang der Einnahmen weiter Bevölkerungskreise — all dies beeinträchtigt naturgemäß auch den Absatz in den Metzgerläden. Das Jahr 1933 hat sich bis jetzt nicht gut angeklungen.“

Deutliches Krisenzeichen

Erneuter Rückgang des Bierabsatzes

München, 4. Sept. (Inprek.) Für das Jahr 1932-33 ist gegenüber dem Vorjahr ein weiterer Rückgang des Bierabsatzes um etwa 8 Prozent zu verzeichnen. Im Jahre 1928-29 sind 56,8 Mill. Hektoliter abgesetzt worden, 1931-32 nur noch 54 Mill. Hektoliter und 1932-33 die niedrigste Ziffer von 51 Mill. Hektoliter.

Daß das Brauergewerbe seit den letzten Statistiken noch weiter sich verschlechtert hat, beweist ein Ausspruch des Vorsitzenden des Verbandes Rheinisch-Westfälischer Brauereien, Schmitz (Billich), der folgendermaßen lautet:

„Nichts sei irriger, als die Annahme, daß es den Brauereien glänzend gehe. Abfahrtsränge seien an der Tagesordnung. Es sei höchste Zeit, daß dem Gewerbe geholfen werde. Er möchte der Regierung zurufen: „Rettet nicht nur den deutschen Bauer, sondern helft auch dem deutschen Brauer.“

Handel hält zurück

Deutsche Holzindustrie unbefriedigt

(Inprek.) Der Wirtschaftsverband der deutschen Holzindustrie nennt den Beschäftigungsgrad in den Monaten Juli und August „sehr uneinheitlich“ und gibt zu dieser vorsichtigen Formulierung folgenden deutlicheren Bericht: „Im August machte sich eine Abschwächung des Geschäftes bemerkbar. Die Regierungsmassnahmen zur Belebung der Möbel-, Haus- und Rüstungsindustrie haben sich bisher nicht voll auswirken können, da der Handel mit Aufträgen zurückfällt. Die Sperrholzindustrie hatte stark zu leiden... Die Exportmöglichkeiten sind weiter gesunken.“

„Es geht aufwärts“

Ein Beispiel glänzender Ernährung

(Inprek.) Die Forschungsstelle für den Handel in Berlin hat festgestellt, inwieweit die Fettpolitik des „dritten Reiches“ die Ernährung der Bevölkerung verbessert hat. Zahlen sind aufschlußreicher als Proklamationen. Im Vergleich zum Vorjahr ist der Margarineverbrauch um 33 Prozent in den kleinen und um 20 Prozent in den mittleren Geschäften gefallen. Besonders aufschlußreich ist das Einkommensverhältnis der Forschungsstelle, daß die „geringwertige“ Margarine jetzt durch die Handelspreise relativ stärker verteuert wird als die hochwertigere. Auch die Kleinhandlung, deren Schicksal seit als treuester Anhänger Hitlers erwies, sind der Regierung zu Dank verpflichtet, weil sie nach dem Bericht der Forschungsstelle „offenbar etwas geringere Gewinne aus dem Fettbetrieb als früher erzielen“.

„Katastrophal“

Der Hamburger Bürgermeister über die Wirtschaftslage

(Inprek.) In einer Besprechung Hamburger Wirtschaftskreise, die in der Börse stattfand, erklärte der Hamburger Erste Bürgermeister Krogmann, daß die Lage der Hamburger Wirtschaft katastrophal sei. Sie werde vom Ruin bedroht.

Leipziger Messe - wie noch nie!

Kühne Parolen - und die Wahrheit

Die wenigen Ausländer, die mehr aus Neugierde als irgendeiner in der Hoffnung, Geschäfte tätigen zu können, auch diesmal zur Leipziger Messe gefahren sind, stimmen fast ausnahmslos in dem Urteil überein: „Noch eine solche Herbstmesse - und Leipzig ist erledigt.“ An der „Messefront“ wurden nun seit drei Wochen ständig große Siege verkündet und die Meldungen hierüber begannen eigentlich erst aufzuhören, als die Messe begann. Vor allem veröffentlichte man imponierende Ziffern über die Zahl der Aussteller, die eine beträchtliche Steigerung erfahren haben soll.

In Wirklichkeit lagen die Dinge so, daß die großen Aussteller nicht nur des Auslandes, sondern auch der Inlandsfirmen, und zwar ohne Rücksicht auf die Ermäßigung der Platzmieten, weggeblieben sind. Hingegen hat man in der berühmten „braunen Messe“ eine große Anzahl kleiner Mittelstandsfirmen vereinigt, die hierdurch keine Unkosten hatten und sich jetzt stolz als Messeaussteller bezeichnen werden.

Ueber die Bedeutung dieser Firmen und ihrer Umsätze ist kein Wort zu verlieren, aber die braune Messe hatte ihren Zweck eigentlich schon erfüllt, als sie eröffnet wurde, weil man durch diese ganze Einrichtung die offizielle Zahl der Aussteller künstlich erhöhen konnte, und hierauf allein kam es an.

Tatsächlich haben schon die ersten Tage gezeigt, daß die Herbstmesse die schlimmsten Befürchtungen übertroffen hatte. Überall zeigte sich eine gähnende Leere. Einzelne Häuser, wie das Oesterreich-Haus, wirkten geradezu gespenstisch. Eine große Anzahl führender österreichischer Firmen hatte nämlich vorgezogen, die Messe überhaupt nicht zu besuchen, und zwar selbst auf die Gefahr hin, für die Platzmieten trotzdem in Anspruch genommen zu werden. Das Messeamt wird jetzt

diese und andere ausländische Firmen verklagen und es wird jedenfalls im internationalen Exporthandel einen ausgezeichneten Eindruck machen, wenn man überall sieht, daß die Firmen sich lieber durch ein Neugeld loskaufen, als an einer solchen Veranstaltung teilzunehmen.

Selbst die gleichgeschaltete deutsche Presse konnte ihre früheren Siegesmeldungen von der Messefront nicht mehr fertigmachen, als die Messe eröffnet worden war. Die schon im Frühjahr sehr stark gesunkene Zahl der Ausländer war nämlich neuerdings von 418 auf 318, also um weitere circa 25 Prozent abgefallen. Man versuchte zunächst natürlich

auf die böse Krise zu schieben,

aber auch diese Version dürfte sich kaum lange aufrechterhalten lassen, nachdem aus Wiener und Prager Meldungen in präzisen Ziffern klargestellt worden ist, daß andere Messen eine sehr starke Zunahme der Besucher erfahren haben. So schrieb selbst die „Deutsche Bergwerkszeitung“ in Düsseldorf, das schwerindustrielle Blatt der Thoben-Lente, daß noch bis in die letzten Tage vor Messebeginn die Siegestrompete am hellsten geblasen hatte: „In einer so ausgefahrenen Exportindustrie wie jener der Spielwaren herrscht eine etwas gedrückte Stimmung. Hier ist die Messe viel ruhiger, als im Frühjahr. Immerhin fehlten die ausländischen Käufer nicht ganz.“ Daß diese „nicht ganz fehlenden“ ausländischen Käufer aus ein paar englischen, französischen und holländischen Journalisten bestanden, wurde allerdings nicht bemerkt. Aber auch in anderen, nicht so vornehmlich auf Export abgestellten Industriezweigen war es — immer nach den gewöhnlichen Berichten derselben gleichgeschalteten Quelle — nicht besser. In den weiteren Berichten vom ersten Tage hieß es dort:

„Die Messe der Papierwaren war ziemlich lächerlich und hatte auch nur schwachen Besuch zu verzeichnen. Früher war in der Hellamemesse auch dann noch großes Gedränge, wenn es in den üblichen Messehäusern recht still war. Heute ist es hier, wenigstens vorläufig, fast ruhiger, als in anderen Branchen.“

In den Plättchenmeldungen über den Verlauf des ersten Messetages sprach man noch immer die Hoffnung aus, daß

der zweite Tag eine Besserung bringen werde, obwohl dies übrigens im deutlichen Widerspruch zu allen bisherigen Messerfahrungen gestanden hätte. Aber 24 Stunden später ruhte man zugeben: „Der zweite Tag der Messe scheint in den Messehäusern den von manchen erwarteten verstärkten Besuch nicht gebracht zu haben.“ Im weiteren Verlauf der Woche

leerte sich Leipzig fast vollständig

und nur in der sogenannten Braunen Messe, in der die Kreise des Leipziger Mittelstandes bzw. seiner nationalsozialistischen Parteioorganisationen fast vollständig unter sich waren, bemerkte man zeitweise eine aufgeregte Menge, die stark an das Bild einer Wahlversammlung erinnerte. Geschäfte dürften hier kaum getätigt worden sein, aber man hörte einige biedere Vas. an ihren Ständen viel von der Ueberflüssigkeit des Exportes reden und andere volkswirtschaftliche Vorträge halten, deren Inhalt allerdings den Ausstellern und Besuchern der braunen Messe nicht immer ganz klar geworden sein dürfte. Es handelte sich, wie auf den ersten Blick festzustellen war,

um eine reine Parteifundgebung.

Einzelne Ausländer, die sich diese Angelegenheit aus Neugierde ansehen wollten, zuckten gelegentlich die Achseln, als sie an das großartige internationale Bild dachten, das früher die weltbedeutende Leipziger Messe geboten hatte und das hier braun in braun in diesen Herbsttagen zu Grabe getragen wurde.

Das typischste und schlimmste der ganzen Leipziger Herbstmesse des Jahres 1933 war der deutliche Eindruck, daß das Ausland und der internationale Exporthandel geradezu aufgehört hat, diese Messe der Leipziger Messe noch ernst zu nehmen. Eine der wichtigsten Missionen des deutschen Außenhandels ist unter der Propaganda-Phrase und der amateurhaften Politik spießbürgerlicher Parteigrößen auf der Strecke geblieben. Selbst im günstigsten Falle würde es sehr lange dauern, bis die Erinnerung an diese Herbstmesse 1933 verschwunden sein wird, weil es ja gerade in der Welt des Kaufmannes immer sehr viel leichter ist, einen guten Ruf durch unsoliden und kümperhaftes Geschäftsgedeben zu zerstören, als ihn aufs neue zu erringen.

Leipziger Messe in Braun

„Man kann nicht ohne Lächeln...“

Das „Handelsblatt“ (Amsterdam) schreibt u. a.:

„Die große internationale Messe in Leipzig hat nun einen nationalen Charakter mit einem schmalen ausländischen Rahmen bekommen. Alle offiziellen Versicherungen, die das Gegenteil glauben machen wollten, müssen als Optimismus bezeichnet werden. Man will einerseits Selbstversorgung und gleichzeitig internationalen Handel und Erhöhung des deutschen Exportes. Es ist nicht recht klar, wie man diese seltsame Kombination realisieren will.“

Man hört auch jetzt hier noch, daß das Ausland einsehen muß, daß Deutschland Qualitätsware ausführen will. Das Ausland hat sich aber inzwischen von dieser Qualitätsware unabhängig gemacht. Das mußte es tun, als in Deutschland die Antarktis Trumf wurde.

Noch vor einigen Jahren kamen 80-100 ausländische Journalisten nach Deutschland, um ihr Interesse zu bezeugen. Diesmal waren höchstens 15 dort. An Stelle des ausländischen Interesses ist die braune Uniform und die „Erste Braune Grobmesse“ auf das Gelände der Technischen Messe getreten. Man kann nicht ohne Lächeln die sonatlichen Berichte der deutschen Zeitungen lesen, die glauben kontinieren zu müssen, daß die gewaltige Fülle von früher einem weitaus lauten, aber darum gesunderen Geschäftsleben gewichen ist. Ob dabei die Unkosten im Verhältnis nicht zu groß werden, müssen sie selbst ausrechnen.

Aber wie dem auch sei: alles bedeutet einen Rückschritt und wenn es im nächsten Jahre nicht besser wird, so kann es dem Ruf des deutschen Exportwesens, das vorbildlich genannt werden konnte, nur Einbuße tun.“

Niedertraten!

Nur die Nazipresse darf leben

(Inprek.) Das „Heidelberger Tageblatt“ schreibt in einer ganzseitigen Annonce u. a.: „Der Zeitungskrieg wird fortgesetzt! Obwohl bei den maßgeblichen Stellen Stille von Klagen und Beschwerden unabhängiger Zeitungen über unläuterer Gebaren nationalsozialistischer Parteigänger bei der Bezieherwerbung vorliegen, geschieht in Baden nichts zur Abstellung dieser Mißstände... Tatsächlich handeln die nationalsozialistischen Parteiblätter dem Verbot unfairen Werbemethoden zuwider und schädigen dadurch die Bestrebungen der Regierung und die Bekämpfung des politischen und wirtschaftlichen Zustandes.“

Der kritisiert, wird bestraft. Das „Heidelberger Tageblatt“ ist auf 14 Tage verboten worden, weil die Behauptungen eine „alles bisher übersteigende Frechheit“ war. „Der Führer“, das Hauptorgan der NSDAP, Gau Baden, behältigt den Konkurrenzkampf mit den Mitteln des Razziterrors, indem es häßt: „Es gibt für diese Presse kein Entzinnen mehr. Der Liberalismus ist tot, und es ist ein vergebliches Bemühen, mit den unwahrscheinlichen Geschäftsmethoden des Liberalismus weiter zu operieren.“

„Konkordanzgeist?“

Unter dieser Ueberschrift wendet sich das Zentralorgan der saarländischen Zentrumspartei, die „Saarbrücker Landeszeitung“, gegen das erneute Verbot der katholischen Wochenzeitung „Junge Front“, die die Reichsfront der deutschen katholischen Jugendverbände ist. Das Blatt wußt darauf hin, daß dieses Verbot durch die Hitler-Regierung das zweite in verhältnismäßig kurzer Zeit war, und jetzt die Dauer von acht Wochen erreicht!

„Junge Front“

Katholische Jugendzeitschrift verboten

Die in Düsseldorf erscheinende Wochenzeitschrift „Junge Front“ ist vom Düsseldorfer Regierungspräsidenten für acht Wochen verboten worden. Die „Junge Front“ ist ein Organ der katholischen Jugendverbände.

Großherzig

Wenn die Junker schenken

Der ostpreussische Oberpräsident Rube richtete vor einigen Monaten an die deutschen Großgrundbesitzer einen Appell, freiwillig und ohne Entgelt Boden für Siedlungszwecke zur Verfügung zu stellen. Ein neuer großer Schlag gegen die Arbeitslosigkeit sollte geführt werden.

Der Appell Rubes hat einen großen Erfolg gehabt. Das heißt: einen großen moralischen Erfolg. Von den 4,5 Millionen Morgen Grundbesitz, die die Herren des Bodens ihr Eigentum nennen, sind jetzt, nach einigen Monaten, nicht mehr und nicht weniger als 1904 Morgen, das heißt etwa 0,2 Prozent, dem Staat zur Verwendung angeboten worden. Nur die Besitz- und die amtlichen Stellen wissen, wiewiel Moor- und Heideboden in diesen Schenkungen eingeschlossen sind. Man sieht: die Großgrundbesitzer gewähren den Millionen Arbeitslosen eine beispiellose Dille!

Und was für Fond mögen die Junker geschenkt haben! Die 1904 Morgen sind übrigens nur der sechste Teil des von Staats wegen an Hindenburg geschenkten neuen Gutes. Für den einen 8000 Morgen, für die landungsartigen Massen 1300 Morgen. Das ist Hitlers „Sozialismus“.

Ha'b erter Schuhexport

DG. Der deutsche Schuhexport, der im Juli 1932 noch 112.000 Paar Schuhe betrug, betrug im gleichen Monat dieses Jahres nur noch 56.000 Paar, hat sich also halbiert.

Der Vierjahresplan Hitlers marschiert so langsam, daß er eben keine Schuhe braucht.

Dank der Nazis

Beschlagnahme des Eigentums von Frau Ella Brandström

Stockholm, 4. Sept. (Inprek.) Frau Ella Brandström, die während des Krieges die deutschen Gefangenen in Sibirien verproviantierte, ist auf Befehl der Nazis ihres sämtlichen Eigentums in Deutschland beraubt worden unter dem Vorwand, daß sie mit einem deutschen Sozialdemokraten verheiratet ist.

Deutsche Stimmen

Feuilletonbeilage der „Deutschen Freiheit“ * Mittwoch, den 6. September 1933 * Ereignisse und Geschichten

Brief des ermordeten Professor Lessing

„Auf meinen Kopf
war ein Preis von 80 000,— Mark gesetzt“

In einem Brief, den der „Manchester Guardian“ am 1. September veröffentlicht, und der vor ein oder zwei Wochen geschrieben ist, berichtet Professor Lessing seine Erlebnisse bei der Judenverfolgung, die jetzt eine so tragische Wirkung zeitigt haben:

Am Sonntag, dem 5. März, sollten die Reichstagswahlen stattfinden. Wie die Wahlen auch immer einfallen würden, für alle Fälle waren Vorsichtsmaßnahmen ergriffen worden, um den Erfolg zu sichern, den die Nationalsozialisten wünschten. Die Sturmtruppen lagen in Bereitschaft für den Fall, daß in einem Bezirk ein böshen „Ueberredung“ notwendig war, um die erforderliche Stimmenzahl zu erhalten.

Ich wohnte in Anderten, einem Dorf, das etwa eine Stunde von Hannover entfernt liegt. Meine Vorfahren lebten seit wenigstens 300 Jahren in Hannover, und ich selbst habe mein ganzes Leben dort verbracht. In Anderten war ich der einzige Jude. Zu Beginn dieses Jahres fand die antisemitische Propaganda ihren Weg auch in dieses gottverlassene Nest; das folgende Ereignis, das für die Einstellung in der heutigen Zeit typisch ist, öffnete mir die Augen über die Gefühle meiner nächsten Nachbarn:

Um nach Hannover und zurück zu kommen, benutzte ich gewöhnlich die Straßenbahn, welche die Fahrgäste aus den umliegenden Ortschaften mitnahm und sie durch Felder und Wälder in die Stadt beförderte. Eines Tages fuhr ich wieder in der überfüllten Straßenbahn, als sich drei Männer mit Hakenkreuzen in meine Nähe setzten und über meinen Kopf hinweg ein sehr ausschweifendes Gespräch führten. Sie sprachen den glühenden Wunsch aus, alle Juden zu hängen, und hielten es für dringend notwendig, ihr Vermögen zu beschlagnahmen. Hitler sollte Deutschland von diesem Auswurf der Menschheit befreien.

Ich versuchte mich so zu stellen, als ginge mich die Unterhaltung nicht im geringsten etwas an. Die Männer wurden darauf jedoch deutlicher. Sie schrien so, daß alle Mitfahrenden es hören mußten, daß in der Umgegend von Hannover der Jude Lessing wohne. Es wäre ein Skandal, daß er vor deutschen Studenten lesen dürfe. Er müsse entfernt werden. Die übrigen Mitfahrenden, die alle aus der Nachbarschaft waren und mich von Ansehen gut kannten, verhielten sich still. Der Schaffner schritt nicht ein. Es war für mich unmöglich, anzukommen. Die Straße ging aber über Felder und durch Wälder. Wenn die drei Männer mir folaten, wäre ich ihnen schimpflos ausgeliefert gewesen. In der Straßenbahn konnten sie nicht lässig werden. So ließ ich sie ihre Drohreden fortführen. „Sieh doch, was für Felslinge die Juden sind. Man kann ihnen ins Gesicht spucken und sie rühren sich nicht; sie müssen sehr dickhäutig sein!“ Das war kurz, bevor ich aussteigen konnte.

Die Blutsch

In dem kleinen Dorfe, in dem wir wohnten, gab es nur ein paar Arbeiter, die alle Sozialdemokraten oder Kommunisten waren. Sie sind gute Freunde von uns gewesen und warnten uns, weil man einen Angriff auf unser Haus plane. Wir beschloßen daher, den Ort zu verlassen. Meine Frau zog zu Freunden in die Stadt, während meine Tochter und ich Deutschland verließen und nach Böhmen gingen. Wir hatten erfahren, daß vor allem in den Wagen dritter Klasse die Passagiere durchsucht und belästigt wurden. Aus diesem Grunde fuhren wir im internationalen Schnellzug über die Grenze und kamen am 5. März in Prag an.

In derselben Nacht drang eine Abteilung Braunhemden in unser verlassenem Haus ein. Sie fühlten sich betrogen, weil sie niemanden vorfanden, und liehen ihre Rache an der Wohnung aus; sie zertrümmerten die Fenster, zerstörten die Möbel, beschmierten die Wände und richteten die Wohnung derartig zu, daß es wochenlang infolge Geruchs nach Urat und Rot, den sie hineingebracht hatten, unmöglich war, das Haus zu betreten.

Schlag auf Schlag

Dann kam ein Schlag nach dem anderen. Zunächst erklärte der Minister für Wissenschaft, Kunst und Erziehung, daß ich meine Tätigkeit als Lehrer und Forscher sofort aufzugeben müsse, ich hätte nicht länger das Recht, als solcher in Deutschland zu wirken. Als ich protestierte und einwandte, ich hätte sechszwanzig Jahre lang doch gearbeitet und könnte nicht einfach auf die Straße gesetzt werden, erklärte man mir, ich würde nicht nur keine Pension erhalten, sondern müsse das Geld, das mir das frühere sozialdemokratische Ministerium bezahlt habe, zurückerhalten. Der Minister, der von den verschiedensten Vehrern einige der besten Lehrer, die Deutschland hatte, entfernte, war — es ist seltsam genug — ein Bekannter aus meiner Jugendzeit. Jahrzehnte lang war er mein Nachbar gewesen; ich kannte seine ganze Laufbahn und seine offensichtliche Unfähigkeit. Nun war für ihn die Zeit gekommen, mir seine Ueberlegenheit zu zeigen.

Der nächste Schlag kam von der Volkshochschule in Hannover. Meine Frau und ich hatten sie bearbeitet; meine Frau hatte vierzehn Jahre lang dort gearbeitet und sie zu einer der bedeutendsten ihrer Art gemacht. Jetzt besetzten die Nationalsozialisten die Schule, und wir bekamen nicht als eine kleine Summe, die wir für das Alter oder für Krankheit zurückgelegt hatten. Selbst diesen Kopfschlag

ließ man uns nicht mit der Begründung, wir könnten ihn beugen. Greuelpropaganda im Ausland zu verbreiten.

Während einer Rede des Propagandaministers Dr. Goebbels, die durch Rundfunk übertragen wurde und die bezweckte, die Massen aufzuwecken, hörte ich, wie er von mir als von dem Juden Lazarus sprach, der versucht habe, Hindenburg als einen Massenmörder zu stempeln, und der verbreitet habe, die deutschen Soldaten an der Front seien im Schmutz umgekommen. Die Verleumdungen wurden in geschickter Weise gegen mich vorgebracht, und ich hörte, wie die Massen brüllten: „Hängt ihn auf!“

Ein Flüchtling

Dann kam der letzte Schlag. Die deutschen Zeitungen verbreiteten, daß derjenige vierzigtausend Mark Belohnung erhielt, der mich nach Deutschland zurückbrächte. Neuerdings ist eine Prämie von 80 000 Mark auf meinen Kopf gesetzt worden. Ich weiß nicht,

Theodor Lessing: Zucht

Wir veröffentlichen einen der letzten Aufsätze des in Marienbad ermordeten deutschen Denkers Theodor Lessing. Der Aufsatz erschien im „Tagebuch“ am 14. Januar 1933, also sechs Wochen vor der Nachtorgelung Hitlers.

Die große nationale Welle hat eine Ueberfülle von Büchern herangeführt, welche die bewußte Rassenaufrichtung des deutschen Volkes (Eugeneise) fordern. So fragwürdig dieses ganze Schrifttum ist (die dilettantischen Rassenbücher des Jenaeer Professor Günther, die primitiven Gefühls-ergriffe von Mannen um Hitler, das anmaßende Geschwätz Hans Blüfers und so vieler ähnlicher Weltbeglucker und Propheten), so darf doch keinen Augenblick verkannt werden, daß Bevölkerungspolitik, Menschenökonomie und Menschenauslese in der Tat zum Mittelpunkt aller Politik gemacht werden muß. Das Ende des Militarismus und seiner Disziplin, die Auflösung der alten Armee ist für Deutschland zunächst zu einer Katastrophe geworden. Republik und Demokratie hatten für die dahinschwindende Rassenaufrichtung keinen Platz. Man hätte an die Einführung des allgemeinen Dienstjahres denken können. Aber die Gewerkschaften sperrten sich dagegen. Mit Recht! Man hätte der traurigen Armee der Arbeits- und Erwerbslosen die fürchtbarste Not geschaffen. Es versteht sich auch, daß die Arbeitsdienstplicht allein nicht zur Erhaltung und Sittigung des Volkes genügen kann. Militär und Militarismus werden einmal veralten. Sie werden aber immer wieder aufflackern, solange man den heroischen und männlichen Idealen kein anderes Feld schaffen kann als das der „Wehrfähigkeit“. Reinesfalls jedoch fällt die Forderung der Zucht zusammen mit den Forderungen jenes Nationalismus, dessen ganze Weisheit zuletzt folgende ist:

Für den Langköpfigen ist der Langschädel, für den Schlüßigen das Schlüßauge, für den Blondlockigen das Blondhaar Anzeichen eines herrlichen Blutes. Wer schwarz ist, haßt die Weißen. Wer weiß ist, verachtet die Schwarzen. Und der gelbe Mann verwirft die Weißen samt den Schwarzen.

Rein! Wie wir Pflanzen und Tiere immer zu neuen Arten und Sorten herangezüchtet und mannigfaltig gemacht haben, so werden wir auch eine methodische Zucht der Völker vornehmen müssen, wenn nicht die wahllose Allvermischung und Blutmanufaktur zu einer Verflechtung, ja man kann ruhig sagen, zur „Verfälschung“ der Völker führen soll. Die Gesetze der Geopolitik gelten nicht mehr. Die Wirtschaft vermengt alle Völker und Schichten. Der Nationalismus findet auf Geheiß des Ausgleichs. Aber gerade die nationalen Schreihälse aller Völker und Länder mit ihren verflissenen Allvermischgedanken, mit ihrer Vorherrschschaft der stärksten Kräfte oder der größten Mäuler, stellen uns klar vor Augen die rohe Larve der Seelenlosigkeit und Ungedanklichkeit. Und wenn das, was wir heute in Deutschland als „deutsche Kultur“ erleben, wirklich das edle Wesen des deutschen Volkes wäre, dann wäre es rühmlicher, eben „undeutsch“ zu heißen...

Für die kommenden biologischen Kemter drei Vorbemerkungen:

Erstens: Alle Bevölkerungspolitik (Heiratskonsens, Eheberatung, Kampf um den Abtreibungsparagraphen usw.) wird vorab bestimmt durch die Sozialfürsorge. Solange Menschen nicht gesund wohnen, sich gesund kleiden und gesund essen (man denke zum Beispiel an den Alkoholmißbrauch der proletarischen, an den zweifellosen Mißbrauch des Fleischens in der bürgerlichen Schicht), solange wird auch mit „Sexualethik“ faktisch nicht das mindeste erreicht. Es ist nicht so wichtig, daß er täglich ein Bad bekommt. Bei den täglichen Gemüthsarbeiten, also bei Essen, Trinken, Schlafen, Wachen, Wohnen, hat Volksaufbesserung zu beginnen. Rassenaufrichtung ist nur gerade so weit möglich, als sozial vorgeordnet wurde. In England liegt es günstiger als in Deutschland in Skandinavien günstiger als in England.

Zweitens: Man wöhne ja nicht, mit so allgemeinen Präzifikationen wie stark oder schwach, gesund oder krank, wertvoll oder minderwertig, jemals

ob die ganze Sache ernst gemeint ist oder nicht, aber ob ich in Freiheit bin oder nicht, ob die Zeitungen die Wahrheit sprechen oder nicht, es ändert an meiner Lage nicht. Aus einem friedlichen deutschen Schriftsteller bin ich nun ein Flüchtling geworden. Alles, was ich tue, um meine Lage zu verbessern, wird sie nur verschlimmern. Daß ich überhaupt noch lebe, das verdanke ich ein paar guten Freunden, bei denen ich jetzt bin. Nach einem Leben der Arbeit in und für Deutschland muß ich jetzt wie Coriolan sagen: „Beloved land, either you must shelter me now, or not even my ashes shall rest with you.“

Ich bin Deutscher und werde Deutscher bleiben; ich bin Jude und werde Jude bleiben. Ich bin Sozialist und werde Sozialist bleiben. Ich will keine Greuelpropaganda machen; wenn ich das wollte, so würde ich niemals meinen Namen unter dieses Schriftstück setzen. Ich habe niemals eine Zeile geschrieben, ohne sie mit meinem Namen zu zeichnen. Jetzt kämpfe ich unter meinem Namen für Gerechtigkeit gegen mein eigenes Land, das ich liebe.

Am Samstag, dem 2. September, hat in Marienbad die Beisetzung Professor Lessings in aller Stille stattgefunden.

eine Zuchtethik schaffen zu können, in welcher Hinsicht stark und schwach, gesund und krank, wertvoll und minderwertig gebraucht werden. Eine ideale Kriegerethik bedarf völlig anderer Verbote und Pflichten als zum Beispiel die Gemeinschaft der Heiligen oder auch nur ein Stand von Priestern. Mit Sicherheit läßt sich nur eines sagen: Höherführung des Typus Mensch ist immer geknüpft an eine erschwerte Lebensführung. Je höher der Mensch steht, um so weniger darf er es „sich leicht machen“ (noblesse oblige). Höher kann nur eine Menschlichkeit sein, die weniger Rechte, aber strengere Pflichten, weniger Geld und Genuß, aber strengere Ehre und Verantwortlichkeit besitzt. Von den obersten Stufen (die alte Forderung Platos!) ist die reinste Einsicht und Klarheit, aber auch äußerste Verantwortung mit Leib und Leben zu fordern. Drittens: Alle Ideen von Menschenzucht sind sinnlos, solange nicht der Mensch als Einzelmensch Sinn seiner Erziehung ist. Charakteristisch für das Gegenteil ist das schändliche Wort: „Menschenmaterial“. Solange der zur Welt geborene Mensch „Material“ ist, beispielsweise zur Nachterweiterung eines Staates oder zur Anhäufung von Kapital, solange kann nicht von Zucht die Rede sein. Die an sich gefunden und richtigen Gedanken der „Völkischen“ über Adel und Erbtüchtigkeit scheitern an ihrer abstraktesten Idolatrie der Höhen „Nation“ und „Vaterland“, hinter denen nichts lauert als die Nachtigall privilegierter Stände und die Selbstvergattung jedes Blutes.

Speech

Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst,
Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fuchsenquast,
Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod;
Und doch ist dieser Dienst der höchste Dienst...
Ludwig Uhland.

Wachtraum vom Kriege

Von Albert Kranold.

Ich schreie auf des Nachts, in Schwelm gebadet,
Und hiere irr ins Dunkel um mich her.
Mein Atem geht vor Angst und Grauen schwer,
His das Erwachen löst mich begnadet.

Im weichen Samt der Nacht seh' da ich leuchtend
Elbigen Glanz, der aufblüht und erlischt.
Erschrecken jäh das zarte Bild vermischt,
Ich fühle Tränen meine Hand befeuchten.

Dann flammen rote Garben, Hüten Donner
Dampf brandend mir ans Ohr, das zitternd lauscht.
Mit argwöhnigen Riesenschlägeln ranicht
Die ferne Schlacht. Die leucht' Glanz der Sonne.

Entbreitet sich vor mir in weitem Kreise
Des Trommelfeners Blutmeer. Rotet Blut
Steigt unauflöslich auf wie Sturmgeslut,
Verfallne Gräben dienen als Geleise.

Berwählte Acker werden zu Gefildern,
In die das Leiden breite Furchen grab.
Berstete Körper rollen, Staub ans Grab,
Vom Schlamm, der schwaht, verschlungen, in die Trichter. —

Ich taste ähzend mit zum Licht. Befreieud
Durchstiehet es den so vertrauten Raum. —
Doch ob dies Bild auch nur ein flüchtiger Schaum,
Verwandelt läßt zurück mich dieser Traum:
Er droht mich mit dem Leben zu entzweien.

Rein, Rein, Er soll den Willen mir erneuen!

Cristoph Martin Wieland

Zum Gedenken seines zweihundertsten Geburtstages

Der Deutsche zählt Wieland zu den fünf Größten seiner Literatur, nennt ihn zusammen mit Goethe, Schiller, Lessing und Herder. Aber er kennt seine Werke nur wenig, und selbst sein unsterblicher Verdroman „Oberon“ lebt hauptsächlich durch die Musik Webers, die ihn in der unmöglichen Verballhornung einer Opernhandlung verklärt. In der großen Reihe von Bänden, die Wielands Romane, Gedichte, Abhandlungen, Uebersetzungen enthalten, ist jedoch so viel Weisheit und Grazie, daß es ein Unrecht ist, diese Kostlichkeiten der deutschen Vergangenheit als ihr totes Gut zu betrachten. Freilich, die deutsche Gegenwart mag sie bewußt verachten. Denn Wieland ist alles, was ihr entgegen ist — das hat er gemeinsam mit allen jenen, die den wahren deutschen Geist geschaffen haben, der ihm die Liebe und die Achtung der Welt verschaffte.

Christoph Martin, das Wunderkind

Er entstammte einem Pastorenhaus aus Ober-Dolzheim im Gebiet der schwäbischen Reichsstadt Wütemberg, wo er am 3. September 1733 geboren wurde. Seine Familie war hier seit Generationen und hatte Bürgermeister- und Predigerposten inne. Christoph Martin, der Dichter, war ein Wunderkind, begann schon mit drei Jahren Unterricht zu nehmen, schrieb bald seine ersten Verse und in der Schule erwiderte man in seinen Heften frühzeitig Uebersetzungen lateinischer Autoren und in seinem Studentenkoffer die Werke Voltaires und freigeistiger Franzosen, die er heimlich las. Aber die Umwelt, in der er lebte, brachte ihn zu einer frommen, „seraphischen“ Weltanschauung, die auch in seinen frühen Werken zum Ausdruck kam. Ein Heldenpos, das er, ein zaghafter Tübinger Student, an den damaligen Literaturpapst der deutschen Dichtung, an Bodmer, nach Zürich sandte, brachte ihn mit diesem einflussreichen Mann in Verbindung. Er zog sogar hin und blieb in Zürich neun Jahre, Hausgenosse Bodmers und Hauslehrer in vornehmen schweizerischen Familien. Es waren die schönsten Jahre seines Lebens, an die er auch später nur mit Nüchternheit zurückdachte, aber sie waren für sein künftiges Schaffen bedeutungslos, denn was er hier schrieb und dachte, verleugnete er in der Reife seines Denkens und Schreibens; einmal wollte er es sogar in einer förmlichen öffentlichen Abbitte tun, und seine Freunde mußten ihn daran hindern.

Natsherr und Prinzenerzieher

Noch als junger Mann wurde er zum Natsherrn seiner Heimatstadt Wütemberg gewählt, dann von der protestantischen Partei zum Konzeptionsdirektor, und als solcher hatte er sich auch mit dem „evangelischen Komödienwesen“ zu befassen (weil er wohl in seiner Uebersetzung Shakespeares nur dessen „Sommertraum“ nicht übertrug, weil die schauspielerischen Handwerker, die darin auftraten, seiner dilettantischen Schauspielertruppe allzu sehr glichen). Er lebte nun in den unsäglich kleinen Verhältnissen einer deutschen Kleinstadt in der Epoche kläglicher Zerrissenheit Deutschlands. Aber er versank nicht darin, er beobachtete gut, und diese Jahre schärfte sogar seine Gabe zu Spott und Ironie. In mehreren Romanen, die er freilich in griechische Gewandung verkleiden mußte, zeichnete er die Spießbürgerlichkeiten und läpplichen Torheiten, die er mitterlebt hatte, so in dem Roman über die Stadt Abdera, das für lange Zeit gleichbedeutend mit „Schilda“ blieb. Eine Jugendfreundin, die geistvolle Sophie Gättermann, die sich mit dem Weimarer Kaufmann A. R. Noche verheiratet hatte, empfahl Wieland als Erzieher des jungen Prinzen Karl August. Und wenn der Weimarer in der Fülle deutscher Fürstentümer eine seltene, fast einzigartige Rolle spielt, wenn er sich kraft von dem rohen Gefindel unterscheidet, das abseits vom wahren Leben seiner Völker bloß seinen Lüsten lebte, so muß man nämlich dem Prinzenerzieher Wieland auch ein Verdienst daran zuschreiben. Nach seinem zehnjährigen Dienst erhielt Wieland eine Pension, er wählte den Weimarer Hof mit seinem Wit, er führte im Kreise seiner geliebten Frau und seiner dreizehn Kinder ein Leben, ganz seinem Schaffen, seiner Freude an den höchsten Genüssen des

Daseins hingegeben, ein Patriarch, von allen geehrt und von allen, die in die thüringische Residenz kamen, besucht. Er starb am 20. Januar 1813.

Der erste Shakespeareübersetzer

„Wieland ist ohne Widerrede einer der schönsten Geister unter uns“, so urteilt Lessing über ihn. Und Goethe rühmte einige seiner satirischen Dichtungen als „wohlgeschliffene Edelsteine in der deutschen Literatur“. Was ist nun Wielands Eigenart? Sein wandelbarer, entwicklungsfähiger Geist, seine stets weiche Aufnahmefähigkeit, seine natürliche Anmut. Er ist in der Reihe der großen Genies, die sich in Weimar zusammenfanden — so widerspruchsvoll dies Klingens mag —, der Mann, der auch neben dem Genie Begabung hatte. Mehr als anderthalb Dezennien leitete er „Den deutschen Merkur“, und diese blauen Hefen nahmen nicht bloß die Beiträge Goethes und Herders auf, es ging von ihnen eine Fülle von Anregungen aus. Bezeichnend für Wieland ist, daß er als erster Shakespeares Dramen aus dem Englischen ins Deutsche überlegte, unvollkommen, in Prosa, aber doch war er es, der den Briten dem deutschen Leser zum erstenmal nahebrachte. Und neben seiner Verehrung für Shakespeare, der alle dramatischen Regeln beiseite läßt, liebte er die Klassiker des französischen Dramas, die sich an die Gesetze des Theaters halten und in strenger architektonischer Form ihre Werke aufbauen. Noch bis in sein Jünglingsalter konnte er die antiken Sprachen nur unvollkommen und wenig fließend lesen. Dann aber begeisterte er sich so für sie, daß er griechische Autoren übersezte, und zwar so übersezte, daß er im Deutschen wahrhaftig die Grazie, den Wit, die leichte Art wiedergab, die den Urtext erhellten.

Mit Goethe, Kant und den Franzosen

Er mochte nicht das krautfrohe Poetentum seiner Epoche, aber er war es, der allein den in Logik und Sprache eisenharten Heinrich v. Kleist erkannte und nach Gebühr schätzte. Seine wunderbare Meisterung der deutschen Sprache hat ihr Schmiegsamkeit und Geschmeidigkeit gebracht, die für alle Nachwelt vorbildlich ist. Er verehrte Goethe — Beweis die enthusiastischen Briefe, die er an dessen Mutter nach Frankfurt schrieb —, er verstand Kant und blieb selbst ein sinnenspreudiger Dichter, der es sogar gelien lieb, daß man ihn „stivol“ nannte. Durch diese „Arivolität“ seiner Werke hat er deutsche Winkelfouveräne und Adelige für die deutsche Literatur interessiert, ihre damals unumgängliche Unterthänigkeit für sie erlangt, da ja bekanntlich die deutschen Landesherren das Deutschtum seit jeher in der Zeit seiner geistigen Kämpfe, wie in der seiner geistigen Blüte zumeist verachtet haben. „Das ganze neue Deutschland“, sagte der alte Goethe, „verdankt Wieland seinen Stil. Und solange Poesie Poesie, Gold Gold und Krissal Krissal bleiben wird, wird der Oberon“ — so schrieb der junge Goethe bei dem Erscheinen dieses in kunstvolle Verse und Reime geoffenen Abenteuerromans — „als das Meistestück deutscher Kunst geliebt und bewundert werden.“

Die Jünglinge des Göttinger Haines, eines Studentenbundes, der in deutscher Art schwelgte und die Bilder und Schriften Wielands als „eines Volkstüfingers und Sittenverderbers“ fierlich verbrannten, waren geistige und sicherlich auch leibliche Ahnen jener Jünglinge von 1933, die Gleiches an den Schriftstellern taten, die ihnen nicht gelien. Noch eines: Wieland war einer unter den vielen Großen des geknechteten deutschen Volkes und deutschen Geistes, die die Ereignisse der großen Französischen Revolution mit unerbittlicher Sympathie verfolgten. Er sah als kluger, politischer Kopf das Schwert des Cäsars nahen, das blutig das Errungene zerhauen werde.

Also Sünde genug, daß Wieland im Deutschland von heute auch an seinem Geburtstag nicht gefeiert wird. Der Französling, der Lülling, der Dichter, der von dem mit einem T gelährten Deutschland verdrängt wurde, ist, wie so viele seines Ranges, im Ausland geschätzter, als bei seinem Volke.

„Belsazar ward zur selbigen Nacht...“

Das Menetekel der Geschichte

Belsazar — die Geschichte erwähnt ihn als den letzten Chaldäer-König in Babylon. Er selbst nannte sich den König der Könige, den Herrn der Welt. Wie so viele große Kleine und kleine „Große“ vor ihm und nach ihm, glaubte er zu regieren — und war doch nur ein Spielball in der Hand des unerbittlichen Schicksals, das ihn erhob und bald darauf wieder zertrat — wie der achlose Fuß einen Wurm zerquetscht — wie man ein Licht auslöscht.

Cäsarenwahn, eine Erkrankung des kleinen Gehirns, befallt bereits manchen, wenn ihn nur ein Ameisenhügel über seine Umgebung erhebt, und mehr noch den, der im Glanze der Nacht Millionen vor sich im Staube liegen sieht.

Cäsar Belsazar muß Siege feiern, wenn ihm auch nur ein anderer den Sieg in die Hände gespielt hat. Sein Vorgänger Rebusadnezar hatte Juda unterworfen. Man hatte gründliche Arbeit geleistet nach der Art jener Zeit. Dem Judenkönig hat man die Augen angestochen. Ueber die anderen Heldentaten schweigt man lieber. Ja, die Krieger jener Zeit waren noch echte Krieger, unverdorben durch das weiche Christentum. Erst die „Grilliken“ Völker erlarnchte das Wort des größten Sohnes Judas: Liebet eure Feinde!

Belsazar feiert heute. Das Volk vergißt dabei die Dede des Alltags und glaubt, im Vorraum des Himmels zu sein. Und bei dem Weibrauch, den das Volk ihm freut, betäubt er die Zweifel in der eigenen Brust und glaubt den andern, daß

er der lange erwartete — Messias sel. der das goldene Zeitalter wiederbringt. Darum, „morgen wieder lust!“

Dem Volke muß man zeigen, daß man Nacht hat, die Feinde zu zerstreuen. Mögen die Sklavenseelen im eigenen Volke zittern, wenn man es waat, selbst die Götter des Besiegten zu verhöhnern. Heiligtümer der anderen braucht man nicht zu achten, besonders wenn es Heiligtümer eines verachteten Volkes sind.

Das ist nicht recht? Wer waat es zu sagen, daß das nicht recht ist? Der Cäsar bestimmt, was Recht und was Unrecht ist. Denn er hat die Nacht.

Belsazar läßt die heiligen Geräte, die Jahre geweiht waren, die die Priester nur in größter Ehrfurcht berührten, holen, um sie zu entehren. Mit seinen unsauberen Lippen entweiht er das Heiligtum: Dir, Jahwe, zum Hohn!

Warum erblichs du, Belsazar — König der Könige?

Ist der Augenblick da, in dem der Schleier fällt von dem geheimnisvollen Bild zu Saiz? Ist das der Moment, in dem jeder Sternblick den Sand im Stundenglas der Zeit fallen hört — Körnlein um Körnlein?

Keiner sieht es — nur du. Keiner weiß es — nur du — allein. Es gibt kein Entrinnen. Die Stunde ist da.

Belsazar, siehst du die Flammenschrift? Bitter.

Vergilbte Briefe

Von Walter Lindenbaum

Da liegen sie vor mir, wohl fünfzig Jahre alt, ein Päckchen rosa Liebesbriefe. Ein Hauch von Wellendunst verbreitet sich und schwängert sich die Zimmerluft. Es ist ein trüber Regentag und mir ist kalt. Wer mag sie hier vergessen haben? Sie sind an einen Hans gerichtet, von einer Paula, die verziehtet. Wo sind die beiden? Leben sie? Sind sie schon längst begraben? Die Schrift ist ganz verwischt, man sieht sie kaum. Die Briefe lagen stumm in einer Kade. Hat dieser Hans sie achlos weggeat?

Wie schade! Ich sinne nach. Vergangeneit zieht durch den Raum. Was kümmer's mich, docht ich mir dann gereizt. Ihr habt gelebt, geliebt, nun müht ihr weichen. Wir Lebende, wir gehen über Leichen, Und abends hab' ich mit den Briefen eingeheizt.

„Times“ wird boshaft

Ein englischer Naturforscher erzählt etwas vom Hitlergrub.

Die italienischen Faschisten behaupten, der Faschismus sei altrömisch, die Nazi, er sei algermanisch. Der englische Naturforscher Desmond Bell weiß aber in einem Brief an die „Times“ von einem anderen Ursprung dieser heidnischen Begründung zu berichten. Er erzählt, daß er vor fünfundsanzig Jahren in den afrikanischen Urwäldern von Uganda einen mächtigen Schimpansen fing und ihn durch seine Leute an die Küste transportieren ließ. Der Affe zertrümmerte seinen Käfig, und die Regier mußten ihn an einem Pfahl gefesselt befördern, so daß der arme Affe am ganzen Körper zerschunden bei Bell anlangte. Diese Mißhandlungen machten auf den Affen einen solchen Eindruck, daß er, wann immer er einen Regier sah, in unbändige Wut geriet. Dagegen gewann er Bell lieb und begrüßte ihn freudig, sobald er sich dem Käfig näherte. Und, merkwürdigerweise war die Form der Begrüßung etwa die, von der der Naturforscher später erfahren sollte, daß es der Faschistengruß sei. Der Schimpanse hob seinen rechten Arm mit ausgestreckter Hand in die Höhe, ganz wie Hitler... „Es ist also möglich — schließt der qualische Naturforscher —, daß der faschistische Gruß gar nicht von den alten Römern stammt, sondern die anerkannte Begrüßungsform unserer weitläufigen Verwandten war, die die dunklen Wälder des tropischen Afrika bevölkerten.“

Die Zigeuner

halten einen Kongreß ab

Die wandernden Zigeuner Siebenbürgens haben beschlossen, einen Kongreß in der Gemeinde St. Martin im Norden Siebenbürgens abzuhalten. Die Kongreßteilnehmer haben bereits begonnen, in großen Scharen zu Fuß, in Wagen und sogar in eigenen Autos nach dem Kongreßort abzugehen. Die Karawanen sind so zahlreich, daß mit einer Teilnahme von über 5000 Zigeunern gerechnet wird. Die Zigeuner haben bereits ein Lager errichtet, das einen Umfang von fünf Kilometer hat. Ueber den Zweck der Einberufung gab die Kongreßleitung bekannt, daß es sich um die Untersuchung der Lage der von der Krise schwer betroffenen wandernden Zigeuner handle und daß der Kongreß von der Regierung bewilligt wurde.

Geschichten um Musiker

Max Reger, der berühmte Komponist, wurde einst von einer befreundeten Familie zur Kindtaufe geladen. Der Künstler ah ungeheure Portionen, besonders von dem Kalvar. Die junge Frau freute sich über den Appetit ihres berühmten Gastes und versprach ihm, daß er bei dem nächsten Kind ein ganzes Päckchen Kaviar erhalten sollte. Nach ungefähr zwei Jahren erinnerte sich Reger wieder des großzügigen Versprechens. Mitten in der Nacht läutete ein Bote und überraschte das Ehepaar mit einem Telegramm Regers folgenden Inhalts: „Paula Bände, wo bleibt mein Kaviar?“

Misha Elman's Vater wurde gefragt: „Warum spielt Ihr Sohn fast gar nicht mehr in Europa?“ — „Wissen Sie,“ sagte der Alte, „Joachim ist tot, Sarasate ist tot, Flaux ist gestorben, Bedoes geht in ein Kloster, Kreisler spielt wenig. Puberman nur noch ganz selten, — gegen wen soll der Junge spielen?“

„Was sagen Sie: Der große Geiger Friz Kreisler hat fast sein ganzes Vermögen armen Kindern und notleidenden Musikern geschenkt!“ — „Das ist noch gar nichts! Sein Kollege, der Geiger Ch., hat sein ganzes Geld der Witwe des unbekanntem Soldaten vermacht!“

Der junge Doktor B. hat sich niedergelassen. Eine sehr vornehme Praxis will er sich schaffen, aber auf keinen Fall darf das mit großen Spielen verbunden sein.

Immerhin macht er den ersten Anlauf und wird Mitglied eines Golfklubs. Der zweite Schritt ist ins Sportgeschäft, um die Spielrequisiten zu erstehen. „Auf die Hölle bitte, meinen Namen“, ordnet er an, „Wurzbacher, bitte!“ — „Sehr wohl, werter Herr, Vorname noch oder so?“

„Nein, der Vorname ist nicht nötig, aber setzen Sie noch „Dr. med.“ hinzu und dann darunter, bitte, „Zweckstunden von 10 bis 4.“

Widerlegt

Sie: „Alle Welt sagt, daß wir verlobt seien.“ Er: „Was tut das, da doch niemand daran glaubt?“ („Mittin“)

„Es geschieht den Juden nichts“

Dr. J. Seit Mitte März, der Nachtergreifung der Nazis, haben:

1. etwa 500 Juden Selbstmord verübt. Ganz genaue Zahlen sind schwer zu erhalten, da es der Presse verboten ist, in der Todesanzeige einen Selbstmord kenntlich zu machen; in einigen Städten werden jüdische Todesanzeigen von den Zeitungen überhaupt nicht aufgenommen.
2. Etwa 150 Juden sind von den Nazis ermordet worden.
3. Etwa 10 000 Juden waren ein oder mehrere Male verhaftet. (In Dortmund z. B. wurden im April auf einmal 300 Juden verhaftet, in Nürnberg gar 600 usw.)
4. Etwa 3000 Juden wurden schwer mißhandelt. (Stahlrutenschlagen, Abbrennen des Bartes usw.)
5. 4000—5000 Juden sind heute noch im Konzentrationslager.
6. 4000 jüdische Anwälte sind aus den Reihen der Anwälte gestrichen. Dem Rest versucht man die Klienten zu nehmen.
7. 5000—6000 jüdische Ärzte sind nicht mehr bei den Krankenkassen zugelassen; sie dürfen auch keine Privatpatienten behandeln, die in Privatkassen sind, da auch diese Kassen eine Vergütung für Behandlung jüdischer Ärzte ablehnen.
8. Alle, einige hundert, jüdische Steuerberater haben ihre Tätigkeit aufgeben müssen und sind brotlos.
9. 2000 jüdische Schauspieler und -spielerinnen sind existenzlos geworden.
10. 15 000—20 000 jüdische Angestellte sind seither entlassen worden. Das Warenhaus Hermann Tietz hat allein 1400 jüdischen Angestellten kündigen müssen. Darunter Angestellte, die über 25 Jahre im Betrieb waren.
11. 30 000 jüdische Angestellte wurden aus den „gleichgeschalteten“ Gewerkschaften hinausgeworfen und verloren

dabei ihr seit Jahrzehnten eingezahltes Sparkapital. Der GdA (Gewerkschaftsbund der Angestellten) brachte es fertig, einer Angestellten (Witwe eines im Feld Gefallenen) zu schreiben, als diese bat, an den Sozialleistungen weiter beteiligt zu sein oder eine Summe zurückbezahlt zu erhalten: „Die Juden haben seit 100 Jahren das deutsche Volksozialvertragsverhältnis, daß damit alle Leistungen schon längst kompensiert sind.“

12. In drei Ortschaften ist den Juden das Wohnen und Betreten verboten.

13. In etwa 30 Städten dürfen die Juden die Badeanstalten nicht oder nur zu besonderen Stunden besuchen.

14. Aus allen Sport-, Gesang- usw. Vereinen mußten die Juden austreten.

15. Kein Jude wird würdig erachtet, irgend ein Ehrenamt zu übernehmen.

„Keinem Juden ist aber jemals ein Haar gekrümmt worden.“

Deutsches Gebet

O, Herr, schick uns den Moses wieder,
Damit er seine Glaubensbrüder
Begleitet ins gelobte Land.
Noch einmal laß das Meer sich teilen,
Damit die hohen Wasserläufe
Festfesseln wie eine Felsenwand.
Wenn dann in einer Meerestrinne
Die ganze Judentum ist drinne.
O, Herr, dann mach' die Klappe zu:
Erläute sie mit Noth und Wogen,
Erhör des Weltalls ernste Klagen,
Dann haben alle Völker Ruh'.

Mann zu bearbeiten, um wenigstens einige Zeitungen unterzubringen. Der Erfolg war, trotz aller Anfeuerung fünf Zeitungsabonnenten. Interessant ist der Ausdruck des Leiters dieser Verbeistaltung: „Man könnte glauben, der ganze Betrieb vom ersten Direktor bis zum letzten Mann bestünde aus Kommunisten“. Die Zeitungen wissen täglich zu berichten, wie Adolf Hitler immer mehr die Seele des deutschen Arbeiters gewinnt.

Lumpenpack

In einem Großbetrieb in Mannheim hatte der leitende Direktor des Werkes das Bedürfnis, sich mit einem früheren Betriebsratsmitglied, einem Sozialdemokraten, zu unterhalten. Der Direktor fragte den Betriebsrat: „Was meinen Sie eigentlich zu dem neuen Betriebsrat (NSBO)?“ — „Was soll ich da sagen,“ gab ihm der Arbeiter zur Antwort, „ich muß ja das Maul halten“. „Da haben Sie recht,“ erwiderte der Direktor, und streckte ihm bei diesen Worten die Hand zu, um mit dem einen Wort „Lumpenpack“ die Unterhaltung zu schließen.

„Sozialismus“

In einem anderen größeren Werk der Elektro-Industrie hatte der Nazi-Betriebsrat festgestellt, daß ein Angestellter des öfteren Ueberstunden ohne Bezahlung leistete. Der Nazi-Obmann, seinem natürlichen Empfinden folgend, sah darin eine Schädigung der Arbeiterschaft. Er veranlaßte, daß der Angestellte mit einem umgehängten Plakat, auf dem zu lesen stand: „Ich bin ein Ueberstunden-Schieber und Arbeiterverräter“ durch den Betrieb geführt wurde. Am nächsten Tag wurde der Betriebsrat auf Veranlassung der Kreisleitung der NSBO, in Schutzhaft genommen. Im Konzentrationslager wird er jetzt vom „proletarischen Klasseninstinkt“ geheilt. Der Ueberstundenschieber darf aber weiter Ueberstunden machen.

Holländische Richter

(Inprek.) Ein Utrechter Gericht sah in den letzten Tagen den Beschluß, daß zwei Eibersfelder Zeugen nicht in Deutschland, sondern in Utrecht vernommen werden sollen. In der Begründung heißt es: „Der Anwalt der Beklagten, der Jude ist, kann in Deutschland weniger ruhig auftreten als in den Niederlanden. Man muß dem Anwalt gestehen, daß bei seinem Auftreten in Deutschland sogar Unannehmlichkeiten für ihn nicht ausgeschlossen seien.“

— der arische Mensch als schöpferische Gestalt gegenüber. Nun aber sei die Stunde gekommen, mit dem Siege der nationalen Revolution, in der das Problem der jüdischen Rasse akut geworden sei und eine „wie immer auch geartete Lösung“ erforderlich habe. Nachdem er also gesprochen, bekräftigte Herr Göbbels noch einmal all die bekannten Anklagen gegen die Juden: Beschmutzung der nationalen Ehre, zu viele Juden unter den Richtern, Rechtsanwälten, Ärzten, Journalisten und Hochschullehrern, endlich Boykotts- und Grauelpropaganda gegen das junge Deutschland in anderen Staaten. Was in der Judenfrage geschehen sei, sei dann „zwangsläufig“ erfolgt.

Göbbels wagte wider besseres Wissen den dreisten Satz: „Keinem Juden ist in Deutschland ohne Grund ein Härchen gekrümmt worden.“ Wie verständnisvoll mögen die Herren Amtswalter gegrint haben, als sie diesen Satz aus dem blutenden Munde ihres Propagandaführers vernahmen! Denn jeder wußte aus eigener Anschauung, wie er Loge jeder von ihnen hat im Reiche seiner Gewalt wüste Judenverfolgungen und Judenmißhandlungen erlebt. Auf der Spur dieser Propagandastreiche liegen die Haare, die man zahlreichen Juden aus der Kopfhaut riß, um hier das Geheiß des Hakenkreuzes nachzugehen. Hier liegt noch ungeronnen das Blut der Juden, die man in den Kellern der braunen Häuser peitschte, der jüdischen Anwälte und Ärzte, die man nachts aus ihren Betten holte — wir erinnern an die Fälle Dr. Plaut, Dr. Joachim, Dr. Spiegel und an viele andere — oder die man „auf der Flucht“ erschok.

Ohne Grund! Wahrhaftig, es gab Gründe! Jüdische Rechtsanwälte hatten Reichsbannerkreuze, Pazifisten oder Kommunisten verteidigt. Jüdische Ärzte hatten reinrassigen Soldaten das „Eroi“ weggenommen. Den jungen Margoliner in Breslau prügeln sie zu Tode, unter unfähigen Mätern,

Braunschweigs Bestien

Der Fall Basse

h. b. Am 2. Juli meldete die „Braunschweigische Landeszeitung“:

„Der Gewerkschaftssekretär Basse hat 4000 Reichsmark unterschlagen. Er wurde verhaftet. Basse ist derjenige, der vor Jahresfrist zu dem Herrn Staatskommissar S a n d r o c h gelagt hatte: „Für Nationalsozialisten kommt niemals zur Macht. Wir werden mit euch Arbeiterverrättern noch abrechnen.“ Parteigenosse S a n d r o c h hatte nach der Festnahme des Basse Gelegenheit, sich mit diesem zu unterhalten.“

Am 9. Juli stand in derselben Zeitung unter den Ständesamtsnachrichten folgende Notiz:

„Gestorben: Gewerkschaftssekretär Hermann Basse, 50 Jahre alt.“

Einige Tage später meldeten die Zeitungen des Landes die Todesursache: Sturz aus dem Fenster.

Wir sind nun in der Lage, genaueres über die Vorgänge mitzuteilen, die zum Tode des Genossen Basse führten.

Basse war gleich den anderen Gewerkschaftsbeamten fristlos entlassen worden und stand mit seiner Familie vor dem Nichts. Er verlangte die Einhaltung seines Vertrages, nach dem er eine längere Kündigungsfrist zu beanspruchen hatte. Auch die Besetze des Schutzes für ältere Angestellte wollte er für sich angewendet wissen. Da behauptete die neue „Verbandsleitung“ plötzlich, der Verband habe an Basse noch eine Forderung von 4000 Reichsmark. Basse wurde am 1. Juli mittags 12 Uhr aus seiner Wohnung geholt und in das Volksfreundhaus geschleppt, um diese Dinge zu „besprechen“.

Dort fand dann die von der „Braunschweigischen Landeszeitung“ erwähnte „Unterhaltung“ mit dem Herrn Staatskommissar S a n d r o c h statt. Nach stundenlangen Mißhandlungen und Quälereien wurde Basse gezwungen, an seine Frau einen Zettel zu schreiben, nach dem sie dem Ueberbringer dieses Zettels das gemeinsame Sparkassenbuch auszuhändigen solle. Die verängstigte Frau gab daraufhin das Sparbuch heraus. Nachmittags gegen 5 Uhr bekam sie dann Bescheid, daß die Leiche ihres Mannes in der Leichenhalle des Krankenhauses liege.

Gegen Abend schon war in ganz Braunschweig bekannt, daß der Genosse Basse nach unerträglichen Quälereien aus dem dritten Stock des Volksfreundhauses „gesprungen“ wäre und dabei ums Leben gekommen war. Nur die sonst so gut und pünktlich unterrichtete Landeszeitung tat noch am nächsten Tage so, als sei ihr von diesen Vorgängen nichts bekannt. Sie meldete: „Der Staatskommissar S a n d r o c h hatte nach der Festnahme des Basse Gelegenheit, sich mit diesem zu unterhalten...“

Fünf Monate Gefängnis — weil Hitler seine Zeche nicht bezahlte

Veipala, 2. Sept. Bei einer Unterhaltung in P r i n z a, die sich um die Person des deutschen Reichskanzlers drehte, erzählte der Kellner Scholz, er kenne Adolf Hitler noch von Wien her. Er habe ihn damals ständig in einer Gastwirtschaft bedient, bis Hitler unter Zurücklassung einer Zehnschuld weggeblieben sei. Diese Anerkennung wurde der Geheimen Staatspolizei gemeldet, die Scholz sofort verhaftete und wegen Verleumdung des Reichskanzlers dem Sondergericht für das Land Sachsen in Freiberg überstellte. Scholz blieb bei seiner Behauptung und erklärte jeden Irrtum für ausgeschlossen. Im Kreuzverhör sagte er nach langem Zögern auf Anraten des Vorsitzenden, es sei möglich, daß Hitler die Zeche damals doch noch bezahlt habe! Er beteuerte auch, daß er nicht die Absicht gehabt habe, durch die Erzählung des Vorfalles Hitler zu beleidigen. Das Sondergericht verurteilte Scholz zu fünf Monaten Gefängnis und betonte in der Urteilsbegründung, es sei ein Beweis für das dreiste Verhalten des Angeklagten, daß er die ganze Angelegenheit als harmlose und eigentlich nur nebensächliche Erinnerung hinstellen wollte. Wenn jemand behauptet, der Führer des deutschen Volkes sei einem Kellner einmal die Zeche schuldig geblieben, so müsse er von vornherein wissen, daß das eine besonders gemeine Verleumdung darstelle.

Badischer Brief

Dreschflegel gegen Gleichschaltung

In einem in der Nähe Mannheims gelegenen Ort kam es zu schweren Prügeleien zwischen Zentrumsleuten und Hitlergardisten. Der katholische Pfarrer des Dorfes hatte sich, wie so mancher Amtscollegen, in angeblich abfälliger Weise über die Hitlerregierung geäußert. Er sollte deshalb festgenommen werden. Als das die Zentrumsanhänger erfuhr, taten sie sich zusammen, und an einem Abend wurden alle SA-Leute, deren sie habhaft werden konnten, von kräftigen Bauernbüchsen nach Strich und Faden verdroschen. Der Pfarrer blieb im Amt und die Braunhemden sind seitdem etwas kleiner geworden.

Ein ähnlicher Vorfall trug sich fast gleichzeitig in einem Dorf in der Rheinpfalz zu, wo ebenfalls der Pfarrer festgenommen werden sollte. Die Pfälzer Bauern, denen so mancher Hitlermann noch als ehemaliger Separatist bekannt ist, griffen zu noch kräftigerer Abwehr. Sie bewaffneten sich mit Dreschflegeln, Sensen und Mißgabeln, um ihren Pfarrer zu schützen.

SA. muß zu Hungerlöhnen arbeiten

Das Arbeitsbeschaffungsprogramm hat zwar noch keine Arbeit gebracht, aber es hat immerhin schon dazu geführt, daß Marxisten aus den Betrieben entlassen und SA-Leute dafür eingestellt werden. So hat auch einer der bekanntesten Mißliebten der chemischen Industrie eine Anzahl Hitlergardisten eingestellt. Die Leute, bis zur ihrer Reueinstellung Fürsorgeempfänger, sind von der neuen Arbeitsbeschaffung nicht begünstigt. Ein Familienvater verdient zur Zeit bei 45stündiger Arbeitszeit rund 2 (zwei) Reichsmark mehr als er vorher Fürsorgeunterstützung bezogen hat. Um aber an seine Arbeitsstelle zu kommen, muß er eine Wochenrate zu 2,80 Mark bezahlen, so daß er in Wirklichkeit noch weniger verdient, als er vorher Unterstützung erhalten hat.

Werbeerfolge der Nazis bei der Arbeiterschaft

In einer süddeutschen Industriestadt versuchte vor kurzem das dortige Naziorgan, das sich in dem früheren sozialdemokratischen Zeitungsbetrieb breitgemacht hat, unter der Begegnung eines größeren Industriewerkes mit etwa 2000 Arbeitern eine Werbekampagne durchzuführen. Die Werbekolonnen zählte 50 Hakenkreuzer. Es wurde versucht, Mann für

Die Sache mit Göbbels

In Nürnberg sprach er über die Rassenfrage

„Die neue Staatsbiologie unterscheidet zwischen dem Wert eines Menschen als Einzelwesen und seinem Wert als Erbschöpfer. Der Bedeutung z. B. Kant's wird nichts abgezogen, wenn man anspricht, daß es für sein Volk wahrscheinlich besser war, daß er keine Nachkommenschaft hinterlassen hat, als daß er Nachkommen hinterlassen hätte.“

Professor Hans F. R. Günther (Jena) im Septemberheft der Zeitschrift „Der Naturforscher“.

A. H. Die „neuen Führer der Nation sind im allgemeinen von einem erbitterten und sturen Ernst. Das Schicksal hat sie mit der Fähigkeit beschenkt, viele eberne Worte von sich zu geben, aber mit einem nicht: mit der göttlichen Gabe des Humors, der aus echt deutschen Verzärteln schlägt. Aber wir wollen nicht ungerade sein. Einmal gab es während des Nürnberger nationalsozialistischen Parteitages eine erfreuliche Probe der den Nationalsozialisten versagten Himmelspende. Sie ließen ausgerechnet Herrn Göbbels ein Referat zur Rassenfrage halten — jenen Göbbels, dem der Rassenprofessor Günther sicherlich noch entwendeter das Recht zur Erzeugung von Nachkommenschaft verlagene würde, als dem großen Königsberger Philosophen Immanuel Kant. Der besaß zwar nur einen kleinen und schmalen Körper, aber er war gerade gewachsen, während es in der ganzen Welt keine Uniform und keine Eitelkeit gibt, die Herrn Göbbels als rassige, gesunde Erbschöpfer repräsentieren könnten.“

Kein Wort war Herrn Göbbels scharf genug, um die rassistische Belastung des Judentums zu geißeln. Dem Juden gegenüber sehe — Herr Göbbels stand am Redepult!

weil junge Mädchen gern mit ihm tanzten und arische Wettbewerber auf dem Liebesfelde der Erotik gegen ihn unterlegen waren. In der Tat: alles das waren Gründe! Den großen jüdischen Bankmagnaten, den jüdischen Konzernherren wurde „kein Härchen gekrümmt“. Sehr schnell hatten sie ihre nationalsozialistischen Gleichschalter im Betrieb und durften dann die kleinen jüdischen Angestellten in Massen entlassen, um, wie sich Herr Göbbels markant ausdrückte, die „jüdische Vormachtstellung“ zu brechen.

Herr Göbbels mag ein geschickter Propagandist sein für das deutsche Volk, das für die braune Epidemie ein schnell aufnahmefähiger Bazillenträger war. Aber wenn er „Weltpropaganda“ treibt, dann überschätzt er seine Begabung, die Wahrheit in Trug zu verwandeln. Die Juden, die der Nationalsozialismus aus Deutschland trieb, die er der Existenz beraubte, deren Besitz er beschlagnahmte — sie bezeugen den „Akt der Notwehr“, den Herr Göbbels für Deutschland reklamiert. Das ganze Ausland war voll tiefen Respekts über die von Herrn Göbbels gerühmte „Disziplin ohne Terror“, als es die Fotografien vom Judenboykott in allen großen meinungsbildenden Zeitungen der Welt vor Augen sah.

Eine Gruppe von Juden hat Herr Göbbels in seinem Rassenfeldzug nicht erwähnt, jene nämlich, denen in den Jahren 1914 bis 1918 einige „Härchen gekrümmt“ wurden, als sie für Deutschland zu Ketzern hatten. „Es ist nicht unsere Schuld“, so meinte Göbbels und suchte nicht mit der Bimper, „daß diese Rasse auflösend unter den Völkern wirkt und eine klandestine Gefahr für ihre innere und äußere Sicherheit darstellt.“ Wahrhaftig, auflösend!! 12 000 deutsche Judenkörper, die sich in der Erde in ewigen Humus aufgelöst haben, sind leider nicht mehr imstande, Herrn Göbbels ihre „unterirdische Wühlarbeit“ gegen Deutschland zu bestätigen.

Der Parteistaat

Vom Junkerstaat zum Konzentrationslager

Hitler hat den Parteistaat vernichtet und den Parteistaat an seine Stelle gesetzt. Urkund dessen hat er verordnet wie folgt:

Gesetz gegen die Neubildung von Parteien.

Vom 14. Juli 1933.

Die Reichsregierung hat das folgende Gesetz beschlossen, das hiermit verkündet wird:

§ 1.

In Deutschland besteht als einzige politische Partei die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei.

§ 2.

Wer es unternimmt, den organisatorischen Zusammenhalt einer anderen politischen Partei aufrechtzuerhalten oder eine neue politische Partei zu bilden, wird, sofern nicht die Tat nach anderen Vorschriften mit einer höheren Strafe bedroht ist, mit Zuchthaus bis zu drei Jahren oder mit Gefängnis von sechs Monaten bis drei Jahren bestraft.

Berlin, den 14. Juli 1933.

Der Reichskanzler: Adolf Hitler.

Der Reichsminister des Innern: Frick.

Der Reichsminister der Justiz: Dr. Görtner.

Mit diesem staunenswerten Dokument neuer Unverschämtheit schließt sich bis auf weiteres der Kreis einer hundertjährigen Entwicklung.

Vor hundert Jahren gab es in Deutschland noch keine Parteien, ihre Bildung war streng verboten. In Preußen z. B. war jeder Versuch einer politischen Parteibildung mit Zuchthausstrafe bedroht. Es herrschte unumschränkt, durch keine öffentliche Kritik gestört, der König mit seinen Generalen, Bürokraten und Junkern. Diese Herrenklasse bildete in Wirklichkeit eine Partei, sie hatte es nur nicht nötig, sich so zu nennen, weil ja andere Parteien neben ihr nicht existieren konnten. Kaum hatte die Revolution das Eis gebrochen und die Bildung auch anderer Parteien möglich gemacht, da konstituierte sich die alte Herrenklasse auch schon als „konservative Partei“.

Die konservative Partei war nun freilich nicht mehr allein. Sie mußte mit anderen Parteien, bürgerlichen und später auch proletarischen, um die Macht kämpfen. Das hat ihr niemals gepasht, und innerlich hat sie den Anspruch auf Alleinherrschaft auch niemals preisgegeben. Das Geschehen auf den „Parteienstaat“, das allen Spießbürgern so angenehm in den Ohren klang, war nichts als der Ausdruck der Sehnsucht: zurück zur „guten alten Zeit“. Keine Parteien mehr, sondern nur eine privilegierte Herrenpartei! Fort mit dem liberalen Parteienstaat, her mit dem reaktionären Parteistaat!

Dieses Ziel ist jetzt erreicht. Der Kreis hat sich anscheinend wieder geschlossen. Aber zwischen dem Parteistaat von 1833 und dem von 1933 liegt eine stürmische ökonomische und politische Entwicklung, heftige Klassenkämpfe, Revolutionen, Putsch, Staatsstreich und Kriege. Die soziale Struktur sowohl der herrschenden Klassen wie die der beherrschten änderte sich gründlich. Und darum ist auch der Parteistaat von 1933 anders als der Parteistaat von 1833.

Die alte Herrenklasse sitzt wieder im Sattel, sie genießt mit vollen Zügen ihren Triumph. Aber neben ihr sitzt das Geldfachbürgertum und manche Figur, die ihr noch weniger behagt. Da muß man eben mit den Wölfen heulen, und so ist man heute auch nicht mehr „konservativ“, sondern „nationalsozialistisch“. In der neuen Führerschicht wimmelt es von Prinzen, Fürsten, Grafen, Baronen und ordinären Landjunkern — auf einen bürgerlichen Regierungspräsidenten kommen schon wieder neun Adlige — aber man ist doch sehr „fürs Volk“, und statt vor einer Majestät von Gottesgnaden in Ehrfurcht zu erstehen, tut man das vor einem Anstreichergesellen, den die Vorsehung zum neuen Heiland, Führer und Retter Deutschlands bestellt hat.

Der konservative Parteistaat von 1833 war ein organisch gewachsenes Gebilde von unbegrenzter Borniertheit, aber auch von vollkommener innerer Geschlossenheit. Der nationalsozialistische Parteistaat von 1933 ist vulkanisches Produkt, entstanden aus einem geglätteten Staatsstreich, den man fälschlich Revolution nennt, und voll innerer Widersprüche. Er ist nicht mehr nur Herrenstaat, er ist auch Karikatur eines Volksstaates, wobei der zum Alleinherrscher emporgestiegene Schwäger Adolf Hitler eine Karikatur des Aufstiegs der Arbeiterklasse darstellt — die hohnvollste, die man sich ungefähr vorstellen kann! Und an die Stelle einer einheitlichen konservativen Weltanschauung ist eine gärende Mischung konservativer Ideen, faulender demokratischer oder sozialistischer Gedankenreste und konfusier Rassen-theorien getreten, deren Geruch Bewußtseinsstörungen und Erbrechen hervorruft. Läßt sich auf solches Gedankengut ein neuer Staat gründen?

Oft schon ist gesagt worden, daß das Sozialistengesetz im Verhältnis zu den heutigen Verfolgungsmethoden das reine Kinderspiel gewesen ist. So war es in der Tat. An Adolf Hitler gemessen war Bismarck ein Liberaler. Bismarck hat das allgemeine Wahlrecht eingeführt, das Hitler jetzt wieder beseitigt hat. Bismarck hat den Deutschen Reichstag geschaffen, der 66 Jahre lang — 51 in der Monarchie, 15 in der Republik — bestand, bis Hitler ihn zerstörte. Bismarck regierte abwechselnd mit Konservativen, Zentrum und Liberalen. Hitler gedenkt nur mit einer Partei zu regieren, der Hitlerpartei.

Befiehet man die Dinge recht, so ist der nationalsozialistische Parteistaat ein Nebeneinander von alt und neu. Zum einen Teil ist er, wie schon gesagt, Wiederkehr des alten vormärzlichen konservativen Parteistaates, soweit er aber etwas von jenem Abweichendes, Neues darstellt, ist es eine Fehlgeburt der demokratischen Entwicklung. Er mag sich noch so sehr bemühen, alle Spuren des „Märzverbrechens“ von 1848 und des „Novemberverbrechens“ von 1918 zu vertilgen, einige von ihnen haften ihm selber unauslöschlich an.

Der Anstreichergeselle an der Spitze des Staates, die ewigen Verurteilungen auf einen angeblichen Auftrag des deutschen Volkes, die pseudosozialistische Demagogie —

das sind alles Dinge, die der alten Herrenklasse arg wider den Strich gehen, und alles Zeichen dafür, daß selbst die brutalste und dümmste Reaktion auf gewisse Scheindemokratische und Scheinsozialistische Allüren nicht mehr verzichten kann.

Die Welt hat sich in den letzten hundert Jahren ganz gewaltig geändert, und es wird bestimmt keine weiteren hundert Jahre dauern, bis sie sich abermals gründlich ändern wird. Der Weg der Revolution, 1848 begonnen, 1918 fortgesetzt, ist noch nicht beendet. Er führt über die Trümmer des despotischen Parteistaates, des letzten Herrenstaates der Junker und Kapitalisten, zum freien Volksstaat!

Das nächste Fest, bitte!

Die Staatsräte mit Krone und Schweif . . .

Essen, 5. Sept. Nach der „Nationalzeitung“ ist die Eröffnungssitzung des Preussischen Staatsrates auf den 15. September festgelegt, die zu einem Staatsakt größten Ausmaßes angefaßt werden soll.

Die Staatsräte werden sich im preussischen Staatsministerium versammeln, um von dort in feierlichem Zuge zum neuen Reichskanzler zu marschieren, wo der Reichskanzler und die Reichskatholiken eingeholt werden. Der Festzug geht dann weiter zum preussischen Ehrenmal Unter den Linden. Dort werden Reichskanzler Adolf Hitler und Ministerpräsident Göring Kränze für die toten Helden des Weltkrieges niederlegen. Die eigentliche Eröffnungssitzung wird im Beisein des Reichskanzlers und sämtlicher Reichskatholiken in der neuen Aula der Berliner Universität am Kaiser-Franz-Joseph-Platz stattfinden.

Was ist Wahrheit?

Die abgeschossenen litauischen Flieger

(Anpreß.) Die litauische Presse hat in den letzten Tagen wiederum eine scharfe Kampagne für die Einsetzung einer neuen Untersuchungskommission zur Aufklärung des Falles des vor einiger Zeit abgestürzten amerikanisch-litauischen Flugzeuges entfaltet. Wie wir bereits früher meldeten, ist das Flugzeug vom deutschen Ueberwachungsdienst abgeschossen worden. Die Erregung in Litauen war so groß, daß der deutsche Gesandte, Dr. Jacolin, bei der Regierung erneut intervenierte.

Ungarischer Csárda

Auberge Hongroise
76, Rue Mazarine, Paris 6^e Métro Odéon
Wiener, Ungarische Küche
Französische Spezialitäten
Prix fixe Menü 8.- francs
einschl. Getränk. Auch a la Carte
Ungarische Weine — Musik jeden Abend
Man spricht deutsch

Nach dem Theater ist die Küche auch geöffnet
Trotzdem, Geruch und Lust
Jeden Abend Balalaichen
Mittagsessen 5 Gläser 8 Fr. an
Brezelles-Exklus. Tel. II, 29, 42
21, Rue du Champ-de-Mars (Poste de Nanterre)
Restaurant Russe „Slave“

Wo speist man gut und billig in Brüssel
Restaurant à la Fourchette 22, rue St. Michel, 22.
1. Quersstraße rechts vom Platz Broeckery. Diner
u. Soupers à 6,00, 5,00 u. 4,00 Fr. Flächlinge aus
Deutschland erhalten 3/4 Rabatt auf alle Speisen.
Geöffnet von 12 Uhr morgens bis 12 Uhr nachts.

Kapitalkräftiger Fachmann sucht
Beteiligung
in der Fleischwaren- oder
Viehbranche evtl. auch an
Neugründung
Angebote unter 149 an die Geschäftsstelle der „Deutschen Freiheit“ Saarbrücken, Schützenstraße 3

Pharmazeutischer Chemiker
Flüchtling Jude mit großen Erfahrungen, sucht neuen Wirkungskreis.
Angebote unter 132 an die „Deutsche Freiheit“

Komplett eingerichtete
Wäschefabrik
in deutschsprachigen Auslandsgebiet, günstig an konkurrenzlosen Interessenten zu verkaufen. Es werden Nähmaschinen usw. auch teilweise abgegeben.
Offerte unter 121 an die „Deutsche Freiheit“

Deutsche Spezialitäten
Spisens
Weine
Biere
billige Preise
Bar Restaurant
en vogue
Paris XVII,
42, Boulevard
gouvign-saint-cyr,
tel'èch étoile 06-03

KLUKVA
Deutsche Spezialitäten
Spisens
Weine
Biere
billige Preise
Bar Restaurant
en vogue
Paris XVII,
42, Boulevard
gouvign-saint-cyr,
tel'èch étoile 06-03

Teilhaber
mit ca. 20000 Fr. gesucht zwecks Ausbeutung guter französischer Vertriebswege in Innerfrankreich und deutschsprachigen Grenzgebiet
Suchender hat bereits ersteklassige franz. Textilvertrieb beherrscht die Sprache und besitzt Aufenthalts-erlaubnis
Nur seriöse Eilan-gebote unter 140 an die „Deutsche Freiheit“

Existenz-möglichkeit
finden Herren mit Kapital in einem konkurrenzfreien saarländischen Unternehmen für notwendig Bedarfsartikel. Angebote unter Nr. 139 an die „Deutsche Freiheit“

BRIEFKASTEN

Die erste Auflage des Braunschauer ist seit acht Tagen vergriffen. Die bei und bestellten Exemplare werden von der zweiten Auflage in etwa fünf bis acht Tagen erledigt.

Urbanisches aus der Arbeitsfront. Ihr Beitrag ist für uns nicht geeignet. Er würde eher für ein Gewerkschaftsblatt passen.

Bayonne. In Ihrer Stadt ist der General Camille Lévi mit hohen Ehren beielegt worden. Es ehrt die französische Armee, daß ein Richter und noch dazu mit solchem Namen General werden konnte. Vergessen wir aber nicht, daß vor kaum drei Jahrzehnten auch im französischen Heere antisemitische Tendenzen noch hark waren. Werden wir die Hoffnung nicht auf, daß auch die Deutschen von ihrem Rassenwahn noch geheilt werden.

H. H. Kopenhagen. In Ihren Berichten fehlen die Namen und die Nummern der ältesten Zeitungen.

Barcelona. Sie schreiben uns: „Ein Bekannter von mir, ein Jude fragte neulich hier auf dem deutschen Konsulat, wenn er jetzt nach Deutschland fahre und dann wieder hierhin zu seiner Arbeit zurückreisen wolle, ob er dann den Sichtvermerk für die Ausreise bekommen werde. Die Antwort auf dem Konsulat war eine Frage. Der Jude wurde nämlich gefragt, wann die neue deutsche Reichsregierung bei ihm angetreten habe. Als er den Monat Januar, aber nicht den genauen Tag nennen konnte, wurde ihm der Sichtvermerk verweigert mit den Worten: „Holen Sie sich den Sichtvermerk bei den zuständigen Behörden in Deutschland, wenn Sie ein reines Gewissen haben.“ Sie fragen nun, ob das Konsulat das dürfe? Ja, lieber Freund, ein Beamter des „dritten Reichs“ darf gegen Juden, Marxisten und andere Untermenschen alles. Sie scheinen sich noch immer in ganz veralteten liberalistischen Rechtsbegriffen zu bewegen. Kommen Sie nach Deutschland, und man wird Ihnen Ihren Rechtsimmittel schon austreiben, wenn Sie es überleben.

Madrid. Wir nehmen davon Kenntnis, daß Sie sowohl in Madrid wie in Barcelona feststellen konnten, daß das Interesse für die „Deutsche Freiheit“ wächst. Es wird alles geschehen, um unser Blatt noch weiter auszubauen. Gerade die Auslandsdeutschen sollen möglichst lückenlos über Deutschland unterrichtet werden, das ihnen und uns bleiben wird.

Moskau. Der Austausch Klapp. Das Material wird gelegentlich verwendet, auch auf die Gefahr hin, daß Ihr Saarbrücker Partei-Blatt wieder einen Duffoller bekommt. Sie sollten sich das Blatt ab und zu kommen lassen, damit Sie einen Begriff bekommen, was sich hier „Politik“ nennt.

Franz Dr. S. Basel. Der saarländische Sozialistenführer Max Braun ist nicht Jude, sondern, soweit wir die Rassenkunde zu beurteilen vermögen, Arier. Sein Name ist keine auf künstliche Gleichhaltung berechnete Tarnung, sondern ausdrücklich der Rassenbühler und Standesämter eht. Die Rundsunkrede ist sehr begrifflich, da die Nazis bei ihrer Weisheitsverlesung jeden intelligenten und kultivierten Menschen für einen Juden zu halten geneigt sind. Glücklicherweise gibt es aber auch in Deutschland noch einige geistige Menschen, die nicht der jüdischen Rasse angehören.

Verantwortlich: für die Redaktion Joh. Bly; Inserate Otto Kubn. Beide in Saarbrücken. Druck und Verlag: „Volkstimme“ G. m. b. H., Saarbrücken, Schützenstraße 3.

SCHWEIZ
Der Abonnementsbetrag für die „Deutsche Freiheit“ beträgt
1 Monat 3,20 sfr.
3 Monate 9,60 sfr.
6 Monate 19,20 sfr.
12 Monate 38,40 sfr.
einschließlich Zustellgebühr
Wir bitten unsere Abonnenten, dafür Sorge zu tragen, daß der fällige Abonnementsbetrag bis spätestens zum 6. eines jeden Monats auf Postcheckkonto VIII 8713 Zürich (Deutsche Freiheit) zur Einzahlung gelangt, um auch unsere Verpflichtungen prompt erfüllen zu können.

Die „Deutsche Freiheit“ muß man regelmäßig lesen
Abonnieren Sie sofort!

Bestellschein:
Ich ersuche um regelmäßige Zusendung der „Deutsche Freiheit“
Genau Adresse: _____

Unterschrift: _____

Die einzige unabhängige Tageszeitung Deutschlands
Verlag der „Deutschen Freiheit“
Saarbrücken 3, Schützenstraße 3, Postschließfach